1,80 DM / Band 594
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Maniac und Marylin

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,35 / Spanien P 150



Maniac und Marylin

John Sinclair Nr. 594

von Jason Dark

erschienen am 21.11.1989

Titelbild von Sirvent

Sinclair Crew

Maniac und Marylin

Romeo und Julia, Tristan und Isolde, die Traviata und Alfred – berühmte Liebespaare, die aus der Literatur und der Musik ebensowenig wegzudenken sind wie Othello und Desdemona.

Man kannte sie, man liebte sie, man lehnte sie auch ab, je nach Geschmack und Gefallen.

Sie alle waren nichts gegen das Liebespaar, das wir kennenlernten und das der Teufel zusammengeschweißt hatte.

Maniac und Marylin!

Ach so, noch etwas. Das ist keine Liebesgeschichte, Freunde. – Viel Spaß!

In der Schlafkoje roch es nach Schweiß, Zigarettenrauch und billigem Parfüm.

Letzteres stammte von der kleinen Blonden, die sich damit eingerieben hatte, bevor sie zu Lester Mayfair in den Truck geklettert war, um ihm die nächste halbe Stunde zu versüßen.

Die Blondine gehörte zu den zweibeinigen Highway-Schwalben, die auf den Rastplätzen auf Trucker warteten und eigentlich immer einen guten Umsatz machten.

In dieser Nacht war Lester ihr erster Kunde. Die Blonde, die nur Boxershorts trug und ein tiefausgeschnittenes rotes T-Shirt…

Lester hockte schon da und wartete, während die Blonde die Nase rümpfte. »Was hast du?«

»In deiner Koje stinkt's.«

»Na und?«

»Wie – na und?«

Mayfair – mit grauem Drei-Tage-Bart – fing an zu grinsen. »Das bist du doch gewöhnt.«

»Ich nicht.«

»Und jetzt? Willst du kneifen?«

Sie überlegte und zog den Stoff des Shirts höher. Dennoch hatte Lester einen guten Einblick, er saß schließlich höher. Was die Kleine zu bieten hatte, machte ihn an.

»Kneifen nicht, aber Geruchszulage.«

»Du tickst nicht richtig.«

Sie dachte schon an Rückzug. Ihr breiter Mund zeigte ein verzerrtes Lächeln. »Fünf Pfund, ready?«

»Drei.«

»Nein – vier!«

»Ich bleibe bei drei.«

Die Blonde überlegte. »Okay«, stimmte sie zu. »Drei Pfund extra.«

Sie rieb Daumen und Zeigefinger gegeneinander. »Her mit dem Zaster!«

Mayfair gehörte zu den erfahrenen Truckern. »Schau mal weg!« sagte er.

Erst als die kleine Hure sich umgedreht hatte, holte er die Scheine aus seinem Versteck.

Dieses Girl machte ihn auch deshalb an, weil es ihn an seinen Schwarm Samantha Fox erinnerte. Die Größe kam hin, auch die Figur stimmte, nur das Gesicht zeigte einen etwas anderen Ausdruck, was Lester aber nicht weiter störte.

Wenn die Blonde das Rascheln von Scheinen vernahm, wurde sie munter. So auch jetzt. Sie drehte sich um, streckte die Hand aus und ließ das Geld in ihrem kleinen Täschchen verschwinden.

Lester rückte zur Seite. »Kommst du jetzt hoch, Süße?«

»Aber klar doch.« Sie lächelte zuckersüß und befreite sich von ihrem Oberteil.

Was da ins Freie hüpfte, begeisterte Lester. Er leckte über seine Lippen. Toll in Form und nahtlos braun, dachte er.

»Gut, nicht?«

»Irre!« keuchte er. »Irre!« Er half ihr in die Koje und wollte sich ebenfalls entkleiden, als sie beide zusammenzuckten, denn zugleich hatten sie das Geräusch gehört.

Ein dumpfes Wummern war von der Ladefläche her an ihre Ohren gedrungen. Das Girl starrte Lester an. »He, hast du da noch einen blinden Passagier, der Spanner spielen will? Da kriege ich noch was zu.«

»Quatsch.«

»Wer kann das denn sein?«

»Weiß ich doch nicht.« Lester fing an zu schwitzen und ärgerte sich darüber.

»Sieh lieber mal nach. Ich will hier keine Überraschungen erleben. Sonst bekommt man noch kalten Stahl in den Bauch. Das habe ich nicht gerne, weißt du.«

»Nein, später.« Er griff nach ihrem Busen, doch sie schlug ihm auf die Finger.

»Hör mal, Trucker, ich habe Angst.«

Auf diesen Scheiß-Rastplätzen ist schon zuviel passiert. »Ehrlich, Mann, ich mache dir nichts vor.«

»Das Geräusch kam von innen.«

»Spielt das eine Rolle?«

»Ja, wenn ich dir sage, was ich geladen habe, schon.«

»Was hast du denn geladen? Deine Flinte, wie?« Sie fing an zu kichern.

»Hör auf mit dem Quatsch!« Lester grinste. »Die auch, ansonsten Dekorationen. Filmdekorationen. Einen Wald, eine Straßenfront, ein paar böse Monster, glaube ich.«

»Ach so.«

»Und meinen Freund, den Maniac.«

»Müßte ich den kennen?«

»Lieber nicht. Der hat eine ganze Stadt unsichtbar gemacht. Das kannst du bald auf Video sehen. Der Streifen wurde für die Videotheken gedreht. Ich habe gehört, daß er ein Hammer sein soll. Da rennt ein Blechmonster durch die Gegend und killt.«

»Wen denn?«

»Frag nicht so blöd, laß uns endlich anfangen!«

Dazu kam es wieder nicht, denn das dumpfe Geräusch wiederholte sich. Diesmal lauter und auch länger anhaltend, so daß die Blonde mit einem Satz aus der Koje rollte. Sie hatte darin Routine und landete

sicher auf dem Sitz, wo sie nach dem dort liegenden T-Shirt schnappte. »Ich fange erst an, wenn du dich davon überzeugt hast, daß die Luft rein ist.«

»Dann muß ich hinten alles öffnen.«

»Ist mir egal.«

Lester Mayfair fluchte, während die Blonde den Wagen verließ und auf den Parkplatz sprang. Der Truck stand ziemlich abseits, wo der Buschgürtel begann, der sich ein Stück weiter zu einem Wald verdichtete.

Lester Mayfair zog ebenfalls sein Hemd über. Ein Netzhemd mit weiten Armausschnitten. Mit zielsicherem Griff holte er unter dem Sitz eine handliche Eisenstange hervor.

»Immer noch Angst?« fragte er und hielt der Blonden die Stange schräg vor das Gesicht.

»Schau lieber nach.«

»Keine Panik, Süße, das erledige ich schon.« Er schritt an der Ladefläche entlang zur hinteren Seite des Trucks.

Die Blonde wollte ihm erst folgen, entschied sich aber, nahe des Führerhauses zu warten. Ein Schauer lief über ihre Haut. Bei der Hitze ungewöhnlich, es lag wohl an der innen lauernden Furcht. Sie schaute auf den breiten Rücken des Truckers. Er gehörte zu den Männern, die vor Kraft kaum laufen konnten. Sein Gang war mehr ein Rollen, die Arme leicht vom Körper abgewinkelt, schwangen sie bei jedem Schritt hin und her. In der rechten Hand trug er die Stange.

Bevor er sich an den Ladetüren zu schaffen machte, drehte er sich kurz um und winkte. »Zwei Minuten, Baby, dann komme ich zurück. Aber wie, das hast du noch nicht erlebt.«

Die Blonde grinste nur. Ihre kleine Tasche hatte sie mitgenommen.

In der Schachtel steckten noch zwei Glimmstengel. Sie holte den zweitletzten hervor, gab sich Feuer und rauchte in tiefen Zügen.

Lester Mayfair untersuchte mittlerweile das Schloß der beiden Türhälften. Es war so stabil, daß selbst ein Mr. Universum es ohne Schlüssel nicht auseinanderbekommen hätte. Nein, hier war nichts beschädigt. Er brauchte nicht einmal Licht, um das erkennen zu können, weil der volle Mond am Himmel stand und mit kalter Pracht strahlte.

Allerdings mußte er auch zugeben, daß ihn die Geräusche beunruhigt hatten. Wenn die Kleine von einem blinden Passagier gesprochen hatte, lag sie da nicht einmal so falsch.

Er zog an der Sicherungskette, schlug gegen die rechte der beiden Halbtüren, ohne eine Reaktion zu bekommen. Aufschließen und nachschauen, wäre eine Möglichkeit gewesen, nur hatte er dazu keinen Bock. Außerdem wartete die Blonde nicht ewig, und bezahlt hatte er auch.

»Na ja, war wohl nichts«, sagte er und drehte sich um und wollte wieder gehen.

In diesem Augenblick brach das Verhängnis mit Urgewalt eines Orkans über ihn herein…

***

Sie hieß Marylin, war rotblond, besaß den Gesichtsausdruck einer Kindfrau, die Figur von einem Vollblutweib und kam einfach toll an. Wenigstens bei den Regisseuren, die Marylin für ihre Filme ausgesucht hatten. Das waren Streifen, die nicht in die Kinos kamen und nur für den Videomarkt produziert wurden. Wobei auf keinen Fall von einer Erfolglosigkeit gesprochen werden konnte, denn diese Filme waren Renner.

Action-Reißer, harte Streifen, Krimis, Filme mit Horror und SF-Themen. Das kam an. Marylin, der man die Unschuld vom Lande ebenso abnahm wie die harte Kämpferin mit Schwert und Kanone, kassierte nach jedem gedrehten Streifen höhere Gagen, die ihr Agent, ein kleiner, glatzköpfiger Mann namens Willy Style herauspokerte.

An diesem Abend war er schon gegen neunzehn Uhr bei Marylin erschienen. Kurz vor Mitternacht hockte er noch immer in dem Glashaus, wie sie ihre Wohnung auf dem Dach getauft hatte, denn das Penthouse bestand fast nur aus dicken Glaswänden.

Der herrliche Blick über den Hyde Park hinweg kostete einiges an Geld. Die Rotblonde hatte eine Filmgage hinblättern müssen, um sich das Haus zu kaufen.

Wie immer transpirierte Willy. Das weiße Hemd zeigte an den Achseln dunkle Flecken, die karierte Hose bestand nur mehr aus Knitterfalten. Früher einmal waren seine Haare ebenso braun gewesen wie die Pupillen. Das Gesicht war rund, der Mund sehr breit.

Seine schmale Nase sah aus wie der Bogen einer Brücke. Er stellte das Glas auf den Kunststofftisch und ließ sich in den weichen Sessel fallen. Von diesem Platz aus konnte er durch die Scheibe auf die Terrasse schauen, wo sich Marylin noch aufhielt. Sie warf den letzten Blick in den Nachthimmel und schaute gleichzeitig gegen das runde Auge des Mondes.

Willy stöhnte auf, als er sie sah. Wie sie sich bewegte, das war schon irre. An diesem Abend trug sie eine dieser engen, wie auf die Haut gemalt wirkenden Hosen, die an den Waden endeten und Längsstreifen aus Rot und Weiß aufwiesen. Übergestreift hatte sie ein dünnes Shirt mit halbrundem Ausschnitt. Was sich darunter abzeichnete, in den Filmen oft unbedeckt, hatte schon viele Männer träumen lassen. An ihren Handgelenken klimperten Reifen aus Modeschmuck. Hochgesteckt hatte sie ihr rotblondes Haar, der Schmollmund war verzogen, in den grüngrauen Augen lag ein

Ausdruck zwischen naiver Unschuld und Sünde. Auch die nicht zu große, feingeschwungene Nase paßte zum Gesicht.

Vor der Tür blieb sie stehen. Knapp lächelte sie Willy an. »Was hast du?« fragte er, »du wirkst irgendwie seltsam. Nicht so locker oder cool wie sonst. Ist dir eine Laus über die Leber gelaufen?«

»Nein.«

»Setz dich.«

»Gleich.«

Sie ging zum Schrank, öffnete eine große Türe, hinter der sich ein Kühlschrank verbarg. Aus Bacardi, Zitronensaft und Cola mixte sie einen Drink. Mit einem langen Löffel rührte sie um, trank im Gehen und trat dabei auf den Bodenschalter einer Lampe, die ihr weiches Licht in vier Richtungen verteilte.

Mit dem Glas in der Hand blieb sie stehen, um ins Leere zu starren. Das paßte Willy nicht. »He«, sagte er, »weshalb bist du unzufrieden, Süße? Sag es.« Sie stand in Griffweite. Er streckte seinen Arm aus und ließ die Handfläche über ihr wohlgerundetes Hinterteil wandern, wobei er das feste Fleisch unter dem Stoff spürte.

Marylin tat nichts. Sie verhielt sich passiv, trank und schaute noch immer ins Leere.

»Ich weiß es nicht, Willy.«

»Liegt es an der Gage?« Er gab sich selbst eine Antwort. »Nein, kann ich mir nicht vorstellen. Für den letzten Streifen ›Maniac und Marylin‹ hast du top kassiert.«

»Das schon, aber…« Sie hob die Schultern. »Manchmal bin ich eben nicht ich.«

Er tätschelte weiter. »Danach fühlst du dich aber nicht an, Süße.«

Sie entwand sich ihm mit einer Drehung. »So meine ich das nicht, Willy. Es gibt Momente, wo man ins Nachdenken kommt.« Sie nahm ihm gegenüber Platz und streckte die Beine aus. »Ich habe oft nachgedacht, denn ich weiß, daß sich in meinem Leben etwas getan hat.«

»Und was?«

»Ich habe mich verliebt.«

Willy lachte meckernd. »Das soll vorkommen. Macht nichts. Geh mit dem Knaben ins Bett und fertig.«

Sie schaute ihn direkt an. Der Blick hatte jede Unschuld verloren.

»Willy, er ist nicht irgendwer, sondern eine bestimmte Person, in die ich mich verknallt habe. Maniac.«

»Na und? Das war in der Filmstory so vorgesehen.«

»Ich spreche nicht von der Geschichte, sondern von der Realität, mein Freund.«

»Ach.« Willy saugte die Luft ein, verlor etwas Farbe und schüttelte den Kopf. »Das… das kann ich nicht glauben. Das ist ja irgendwo

verrückt, ist das.«

»Genau.«

Willy Style gehörte zu den Leuten, die schon lange im Geschäft waren. Eigentlich konnte ihn nichts mehr erschüttern. Er hatte schon die tollsten Dinge erlebt, über die andere nur den Kopf geschüttelt hätten, die für ihn jedoch normal waren. Was ihm Marylin da erklärt hatte, wollte nicht in seinen Kopf.

Verliebt in ein Monster, in einen Kunstmenschen, in ein roboterhaftes Wesen. Er stierte sie an, wie er selten eine Frau angesehen hatte. Dann bewegte er den Kopf sehr langsam von rechts nach links. Flüsternd fragte er: »Bist du pervers, Süße?«

»Nein.«

»Was dann?«

»Verliebt.«

Er verzog den Mund. »Verliebt also.« Wieder mußte er kichern.

»Das ist Wahn. Verliebt in ein Monster, nicht wahr?«

»Ja.«

Er öffnete den Mund, lachte, ließ Goldzähne blitzen und machte ihn wieder zu. »Aber das ist doch Blödsinn, Mist, wahnsinnig!«

»Nein, Willy.«

»Du hast dich in einen…« er mußte Luft holen, weil ihm die nächsten Worte kaum über die Lippen wollten, »in einen Roboter verliebt? In einen künstlichen Menschen?«

»Richtig.«

»Da komme ich nicht mit.« Er leerte das Glas und lehnte sich zurück. Die Polster schmiegten sich an ihn wie weiche Kissen. »Tut mir leid, das ist zu hoch für mich.«

»Maniac ist kein Monster!«

Willy senkte den Blick. »Hä, hä«, machte er, »er soll kein Monster sein, dein lieber Spielgefährte? Was ist er dann?«

»Ein Dämon, glaube ich.«

»Ja, das glaubst du.«

»Nein, ich weiß es.«

»Baby.« Will streckte den Arm aus und bohrte den Zeigefinger über den Tisch hinweg. »Rede nicht so einen Unsinn. Maniac wurde für den Film konstruiert. Er ist eine künstliche Figur, hast du verstanden? Er… er ist ein Roboter.«

»Für mich nicht.«

»Was ist er denn für dich?«

»Einer, der mich beschützen kann. In ihm steckt der Geist aus einer anderen Welt.« Sie schaute schräg gegen die helle Decke und verdrehte dabei die Augen. »Du glaubst gar nicht, wie er mich angemacht hat. Er kann so wahnsinnig zärtlich sein, er ist einmalig.«

»Und du hast nicht alle Tassen im Schrank.«

»Ich liebe ihn.«

Willy gehörte zu den Menschen, die irgendwann nicht mehr widersprechen. »All right, du liebst ihn. Du liebst ihn wirklich, warum auch nicht? Es gibt auch Leute, die sind in Alf verliebt und noch mehr. Das nehme ich alles hin, aber denke daran, daß es auch ein Geschäft gibt. Wir müssen verdienen. Ich weiß, daß der Film ein Renner wird, die Fortsetzung ist geplant…«

»Die wird es nicht geben, Willy.«

»Was?« Er bekam große Augen. »Willst du mich auf den Arm nehmen? Was soll es nicht geben?«

»Eine Fortsetzung.«

»Willst du kein Geld mehr verdienen?«

»Weiß nicht.« Sie hob die Schultern, winkelte das linke Bein an und schmiegte die Hände um ihr Knie. »Ich werde jedenfalls mit Maniac Zusammensein.«

»Kannst du. Nach dem Film.« Er deutete in die Runde. »In deiner Wohnung ist Platz genug. Du kannst ihn dir hier aufstellen und ihn immer wieder bewundern.«

»Willy.« Marylin sprach zu ihm wie eine Mutter zu ihrem ungehorsamen Kind. »Du verstehst mich nicht, Willy. Es geht mir nicht darum, daß ich ihn hier in meine Wohnung stelle. Ich will mit ihm leben, mit ihm Zusammensein wie andere Paare auch. Er ist kein künstliches Ding, auch wenn er so aussieht. Maniac gehört zu mir. Ich habe mich in ihn verknallt.«

Der Agent beschloß, nicht mehr zu widersprechen. Er machte das Spiel mit. »Gut, du hast dich in ihn verknallt. Ich wollte dich noch fragen, ob Maniac deine Gefühle erwidert?«

»So stark wie ich.«

»Dann liebt er dich auch?« vergewisserte sich der Agent noch einmal.

»Über alles.«

»Puh.« Style atmete scharf und zischend aus. »Das ist ein Ding, ehrlich, das ist so total bescheuert, daß es schon wieder wahr sein kann. Noch eine Frage, Baby: Weißt du eigentlich, was Maniac heißt?«

»Es ist ein Kunstwort, nicht?«

»Ja, doch es leitet sich von manisch ab. Das wiederum heißt krankhaft heiter, tobsüchtig, erregt. So einer gerät außer Kontrolle. Das haben wir im Film erlebt. Da rennt er durch die Straßen und haut alles kurz und klein. Nur in dich verknallt er sich, du kannst ihn zähmen, du verliebst dich in ihn und bist zum Schluß todtraurig, daß er in einen Sumpf geht. Wir haben uns die Lösung deshalb ausgedacht, damit wir, wenn der Streifen ein Erfolg wird, die Fortsetzung drehen können. Alles klar, Mädchen?«

»Ich möchte mich bedanken, daß ihr Maniac nicht habt umkommen lassen.« Ihre Augen verengten sich. Den nächsten Satz sprach sie leiser

und auch irgendwie wissend. »Das wäre auch nicht möglich gewesen, mein Lieber. Man kann den Maniac nicht töten. Du als Mensch schaffst das einfach nicht.«

»Na ja, mit einer Bombe!«

Sie sprang in die Höhe, und Willy schrak zusammen. »Rede nicht von diesen Dingen, Style. Rede nur nicht so.« Sie drohte ihm mit der Faust. »Maniac hört alles, Maniac weiß alles, und Maniac wird, wenn die Zeit reif ist, auch abrechnen.«

»Mit… mit mir?«

»Bestimmt, wenn du dich gegen ihn stellst. Du solltest damit beginnen, ihn zu mögen. Du brauchst ihn ja nicht zu lieben, aber du sollst ihm nicht negativ gegenüberstehen. Das mag ich überhaupt nicht. Das hasse ich nämlich, denn er ist wunderbar. Ich habe noch nie ein Wesen erlebt, das so zärtlich ist wie er.«

Willy hatte großen Augen bekommen. Er wollte etwas sagen, doch seine Stimme versagte. Irgendwo war Marylin verrückt geworden.

Mit Verrückten hatte er in seinem Job genug zu tun, doch er fand, daß Marylin schon übertrieb.

»Also gut, ich mag ihn.« Willy grinste schief. »Allein deshalb, weil wir eine Fortsetzung drehen wollen.«

»Die wird es nicht geben!« Sie setzte sich wieder und breitete die Arme aus. »Was hast du noch gesagt, Willy? Du magst ihn? Du magst meinen neuen Freund.«

»Baby, für dich mag ich sogar Pizza, obwohl ich sie eigentlich hasse. Alles klar?«

Sie lächelte so, daß Willy Style mißtrauisch wurde. »Ich werde dich auf die Probe stellen, ob du ihn tatsächlich magst. Und zwar noch in dieser Nacht.«

»Ach ja? Wieso?«

»Weil ich weiß, daß er herkommen wird. Ich habe längst einen gedanklichen Kontakt mit ihm aufgenommen. Willy, ob du es glaubst oder nicht, er ist bereits auf dem Weg zu uns…«

Style blieb vor Staunen die Sprache weg. Das kam bei einem Mann wie ihm äußerst selten vor…

***

Ein Rammbock aus Stahl, ein mörderischer Hammer, ein tödlicher Gruß. Das alles zusammengenommen erlebte Laster im Bruchteil einer Sekunde. Er hörte das Krachen, dazwischen ein Reißen und Pfeifen, etwas flog ihm entgegen.

Bevor er sich darüber klar wurde, daß es die Teile der Tür waren, sah er die Faust.

Aus Stahl, gekrümmt, an den Gelenken verdickt, brutal und tödlich. Lester glaubte, sein Kopf würde ihm von den Schultern gerissen. Er

sah nichts mehr und merkte nicht einmal, daß er nach hinten segelte, sich nicht mehr halten konnte, auf den Asphalt prallte und sein Blick in einer blutroten Wolke verschwamm, die alles überdeckte und auch ihn mit in ein Reich zerrte, aus dem es keine Rückkehr gab.

Ein Hieb Maniacs hatte ausgereicht, um Lester Mayfair zu töten.

Dieses Monstrum war grauenhaft, und es konnte durch nichts aufgehalten werden. Den Weg, den es einmal eingeschlagen hatte, ging es bis zu seinem Ende durch.

Ein weiterer Schlag traf die Tür. Diesmal von unten nach oben gezogen, damit die Stahlhand für den Körper einen Weg ins Freie bahnen konnte. Der zweite Hieb zerriß sogar die Stahlkette am Schloß.

Jetzt konnte Maniac nichts mehr aufhalten.

Die letzten hinderlichen Reste schlug er weg, dann verließ er den Truck. Natürlich hatte auch die Blonde den Krach gehört. In der relativen Stille hatte er unnatürlich laut geklungen und das Mädchen zu Tode erschreckt. Es dachte an die Geräusche, die beide aus dem Innern gehört hatten, wußte aber mit diesem nachfolgenden Krach nichts anzufangen.

Nun gehörte Tinny zu den Mädchen, die einen gewissen Instinkt besaßen. In diesem Job brauchte sie das einfach. Der Instinkt leitete sie oft genug, er hatte ihr schon einige Male geholfen, und auch jetzt reagierte sie genau richtig.

Klar, sie war neugierig, nur ging das Gefühl nicht so weit, daß sie sich möglicherweise in Lebensgefahr brachte. Lieber zog sie sich zurück, um aus sicherer Deckung das weitere Geschehen zu beobachten. Die hochhackigen Schuhe zog sie aus. Barfuß rannte sie über den noch warmen Asphalt des Parkplatzes dorthin, wo sie ihren kleinen Fiat Panda geparkt hatte. Er stand nicht zu sehr im Licht, duckte sich praktisch vor dem breiten Buschgürtel der Parkplatzeinfriedung.

Hinter dem Wagen ging sie in Deckung und schielte über das Dach hinweg.

Auch jetzt verspürte sie Furcht. Die Gänsehaut blieb, ihre Kiefer bewegten sich, die Zähne klapperten aufeinander, der kalte Schweiß lag wie aufgepinselt über der Nackenhaut und auch der am Rücken.

Sie konnte von ihrem Platz aus den Truck gut sehen. Er parkte nicht in der Rotte. Einzeln stand er da, wie ein Ozeandampfer auf den grauen Wellen des Meeres.

Was an seiner Rückseite geschehen war, konnte sie nicht sehen, aber sie erkannte die Bewegung. Da kam jemand. Tinny wollte schon aufatmen, als ihr Mund vor Staunen offen blieb. »Das… das ist doch irre!« keuchte sie, »nein, Wahnsinn …«

Sie wollte weggucken, was sie nicht schaffte, denn die Gestalt zog sie

in ihren Bann.

Ein Mensch, ein Roboter oder beides?

Jedenfalls schien das Licht des Mondes auf seinen Körper und ließ es glänzen wie einen Spiegel. Er trug nichts am Leibe, er bestand aus einem Kopf, einem Rumpf, zwei Armen, zwei Beinen, aber alles war aus glänzendem Metall.

Tinny wischte sich über ihr Gesicht. Der Anblick hatte sie geschockt, er war unmöglich, doch sie träumte nicht, denn sie hörte die harten Schritte der Gestalt.

Bei jedem Aufsetzen eines Stahlfußes erklang dieses helle, echoartige Geräusch, das die Blonde wie eine grausame Drohung empfand, die ihr allein galt.

Der Roboter bewegte sich an der langen Seite des Trucks entlang.

Als er das Fahrerhaus erreicht hatte, blieb er stehen.

Tinny mußte glucksend lachen. Der… der wird doch nicht fahren wollen, dachte sie.

Nein, er wollte nicht einsteigen, noch nicht, er drehte sich nur um.

Ausgerechnet in Tinnys Richtung.

Auf einmal spürte sie das Brennen im Bauch. Selbst bei dieser Entfernung hatte sie die roten Augen erkannt, den bösen Blick dieses widerlichen Monstrums.

Er hatte sie entdeckt!

Sekunden verstrichen, in denen sich Tinny ebensowenig bewegte wie der Roboter.

Er war der erste, der ging. Ein kurzes Bewegen des eisernen Schädels zeigte ihr an, daß er starten wollte.

Dann kam er.

Seine Schritte nahmen beängstigende Ausmaße an. Tinny wußte, daß sie keine Sekunde länger auf dem Fleck stehenbleiben durfte, sonst war sie verloren.

Wohin?

Es gab nur eine Chance für sie. Rein in den kleinen Fiat, und dann nichts wie weg.

Den Wagenschlüssel fand sie beim ersten Griff in die Tasche. Tinny schaute nicht mehr hin. Sie konzentrierte sich allein darauf, den Fiat zu öffnen.

Ihre Hände zitterten, sie fand das Schlüsselloch trotzdem, riß die Tür auf und warf sich hinter das Lenkrad. Dabei merkte sie kaum, daß sie sich ihren Kopf gestoßen hatte, nur für einen winzigen Moment blitzte es vor ihren Augen auf. Den Schmerz ignorierte sie in ihrer Streßlage. So etwas spürte sie gar nicht.

Der Schlüssel glitt ins Zündschloß.

Eine kurze Drehung – sprang der Motor an?

»Bitte!« keuchte sie, »bitte, laß mich nicht im Stich! O verdammt, ich

werde…«

Er kam…

Orgelnd, aber gut. Dann lief er rund. Sie schaute nach links, von dort kam das Monstrum.

Es mußte genau mitbekommen haben, wie sie in den Wagen gestiegen war, denn es hatte seine Schritte beschleunigt, um den kleinen Fiat noch zu erreichen. So wie dieses Gebilde aussah, würde es das Fahrzeug mit einem Schlag zerhämmern.

Durch das schnelle Laufen hatte sich sein Gang verändert. Er wirkte nun stampfend und wiegend zugleich, bei jedem Auftreten schien der Asphalt zu vibrieren.

Reichte die Zeit?

Der Fiat sprang nach vorn wie eine Katze, die sich erschreckt hatte. Seine Reifen jaulten über den grauen Asphalt. Tinny schaute nicht mehr zu dem Monstrum hin. Ihr Gesicht war nur mehr eine verzerrte Maske. Sie sah auch nicht, daß der Roboter seinen Arm gehoben hatte und dann blitzschnell zudrosch.

Das Krachen hörte sie noch. Der Herzschlag beschleunigte sich, die Angst nahm zu, aber Tinny kam weg. Der Unheimliche hatte zwar ihren Wagen am Heck erwischt, ihn glücklicherweise nicht fahruntüchtig gemacht. Durch den Treffer geriet der Wagen aus der Spur und begann zu schlingern. Er rutschte nach rechts, dann auf die linke Seite, doch Tinny bekam ihn durch rasches Gegenlenken wieder in den Griff.

Wie ein kleines Geschoß raste der Fiat über den Parkplatz. Fast hätte er noch einen der Aschenkübel gestreift. Knapp wischte er daran vorbei, und Tinny kam endlich dazu, in den Rückspiegel zu blicken.

Der Roboter war noch da. Deutlich hob sich seine matt glänzende Gestalt von der dunklen Fläche ab. Er hatte gedreht und lief wieder dorthin, von wo er gekommen war.

Heftig zerrte er die Fahrertür auf, duckte sich und stieg in das Führerhaus.

Der Blonden war klar, daß der Roboter die Verfolgung ihres Fiats aufnehmen wollte.

Aber wie konnte ein Monstrum wie er überhaupt fahren? Das wollte ihr nicht in den Schädel. So etwas war eigentlich unmöglich, das ging nicht in ihren Schädel.

Sie schaute wieder zurück.

Zwei helle, lange Streifen legten sich über den Asphalt. Es waren die Scheinwerfer, die sich drehten und auch über den wegrasenden Fiat huschten.

Tinny steuerte ihren Kleinwagen auf die Ausfahrt zu. Plötzlich saß ihr Furcht abermals wie ein Alpdruck im Nacken. Es gab zwei Möglichkeiten. Entweder wollte der Unheimliche sie, oder er fuhr

schneller als sie einem anderen Ziel entgegen.

An die letzte konnte sie nicht so recht glauben. Sie hoffte nur, daß sie damit zurechtkam.

Der Fiat schaukelte, als sie auf den Motorway einbog. Viel zu schnell raste sie dahin, fast hätte sie einen Unfall gebaut, als Räder über den Randstreifen huschten und Gras hochschleuderten. Soeben schaffte sie es, den Wagen abzufangen.

Gas und weg!

Aber er blieb ihr im Nacken. Sekunden später schon hatte der Truck ebenfalls die Ausfahrt erreicht. Um diese Zeit nach Mitternacht herrschte kaum Verkehr, günstig für sie. Tinny holte aus dem kleinen Fiat heraus, was überhaupt herauszuholen war.

Zu wenig!

Der Truck konnte sich näher an den Kleinwagen heranschieben. Er besaß wesentlich mehr PS. Sein Motor glich einem Raubtier, das jemand gereizt hatte.

Und er donnerte heran.

Nicht pfeilschnell wie ein Sportwagen, aber er holte langsam und sicher auf.

Riesig kam er ihr vor, wenn Tinny ihn im Spiegel sah. Sie traute sich nicht, mit dem Wagen auf die rechte Überholspur zu fahren, deshalb blieb sie auf der Mittelspur und verfluchte den Umstand, in keinem Jaguar zu sitzen.

Auf der rechten Seite rauschten zwei weitere Fahrzeuge heran und überholten sie.

Die Männer hinter den Lenkrädern schauten nicht einmal zu ihr herüber, sie konzentrierten sich auf die Fahrt. Dabei hätte Tinny ihnen so gern ein Zeichen gegeben. Nur flüchtig dachte sie an ihren Kunden. Sie konnte sich kaum vorstellen, daß er noch lebte, und das gleiche Schicksal würde auch ihr widerfahren, wenn sie in die Klauen des robothaften Ungeheuers geriet.

Der Truck hinter ihr hatte sich zu einem regelrechten Monster mit zwei grellen Augen aufgebläht. Ein mordlüsternes Ungeheuer, ein tödliches Geschoß auf vier Rädern, das alles zermalmen würde, was ihm in die Quere kam.

»Fahr schneller, fahr schneller!« Tinny sprach mit dem Wagen. Sie schlug gegen den Lenkradring, sie bewegte ihren Körper rhythmisch, als könnte sie dem Fiat so noch mehr Tempo verleihen.

Das ging nicht mehr, die Grenze war erreicht. Auf der linken Seite rollten zwei kleinere Trucks dahin. Tinny huschte an ihnen vorbei und erkannte nach dem Überholvorgang, daß sich das Licht des Truckscheinwerfers verändert hatte.

Es strahlte jetzt aus einer anderen Richtung in ihren Wagen hinein.

Der Unheimliche hatte die Fahrbahn gewechselt. Er raste nun auf der

rechten Überholspur und holte auf.

Das war nicht zu schaffen. Nein, das packte sie nicht. Tinny merkte, wie sehr ihre Chancen schmolzen. Wie lange konnte sie noch das Tempo halten? Eine halbe Minute vielleicht.

Die Angst preßte ihr die Kehle zu. Wenn sie Luft holte, schnappte sie wie ein Fisch.

Dann war er neben ihr.

Sie hörte ihn, der Motor donnerte, die Reifen sangen über den Asphalt. Tinny hatte das Gefühl, als sollte sie von dem mörderischen Truck gefressen werden.

Die Blonde schaute nach rechts. Das Führerhaus des Wagens befand sich mit ihrem Fiat auf einer Höhe. Die Gestalt hinter dem Lenkrad erkannte sie nicht, dazu war ihr Sichtwinkel einfach zu schlecht, aber sie merkte, daß er sie vernichten wollte.

Er drehte das Steuer nach links.

Ein Stoß nur mit dem Truck, und der Fiat flog von der Bahn. Ob hinter ihr frei war, konnte Tinny nicht sehen, sie riskierte es einfach und fuhr ebenfalls nach links.

Er blieb am Ball, drückte weiter und lief mit konstanter Geschwindigkeit neben ihr her.

Was dieses Monstrum vorhatte, lag auf der Hand. Es wollte die Blonde und den Fiat von der Bahn in den Graben abdrängen. Bei dem Tempo hatte sie kaum eine Chance zu überleben.

Sie befand sich bereits auf dem linken Streifen, Buschwerk huschte vorbei. Die andere Bahn lief auf der anderen Seite entlang.

Der Truck drückte weiter.

Sekunden noch, dann hatte er sie von der Fahrfläche geschleudert.

Ein Anticken würde bereits ausreichen.

Da bremste sie ab.

Sie hämmerte den Fuß auf das Pedal, hörte hinter sich den schrillen Klang einer Hupe und merkte gleichzeitig, wie der Wagen wegschwamm. Ihre Reifen waren nicht mehr die besten.

Zwar versuchte Tinny durch Gegenlenken den Fiat zu halten, das gelang ihr nicht mehr.

Plötzlich sah sie keine Asphaltfläche mehr, sondern einen hellen und dunklen, tanzenden Wirrwarr, in den die langen Lichtlanzen ihrer Scheinwerfer stachen.

Die Büsche.

Auch der Graben war vorhanden. Der Fiat holperte hinein, bekam einen Stoß und lernte fliegen.

Tinny saß starr auf dem Sitz, hatte die Hände in ihr blondes Haar gekrallt und schrie wie verrückt.

Der Schrei brach urplötzlich ab, als der kleine Fiat einem Geschoß gleich in die Büsche brach…

***

Ich war traurig, fertig, deprimiert, denn mein Freund Suko und ich hatten uns die Zeit genommen und waren nach Schottland gefahren, um meinen Vater zu besuchen.

Horace F. Sinclair hatte bis vor kurzem zu den agilen Rentnern gehört. Er war aktiv gewesen, er hatte in der kleinen Stadt mitgemischt, Politik gemacht und war auch ein gerngesehener Gast an den Stammtischen gewesen. Das alles lag zurück, das war nicht mehr vorhanden, seit Mary Sinclair, meine Mutter, von einem Vampir namens Will Mallmann entführt worden war und weder mein Vater noch ich wußten, wie es ihr erging und wo sie sich befand.

Zwar hatte ich die Bedingungen des Dracula-Nachfolgers, wie Mallmann sich gern sah, erfüllt und den Blutstein besorgt, aber meine Mutter hatte ich nicht freibekommen.

Der Blutstein befand sich noch in meinem Besitz, und ich wußte nicht, ob sich Mallmann noch einmal melden würde.

Bei meinem Vater hatte er es nicht getan. Horace F. Sinclair war in den letzten Wochen zu einem gebrochenen Mann geworden. Keine Energie mehr, kein Feuer, keine Aktivität, einfach nichts. Nur Leere, und ebenso leer wirkte sein Blick.

Was hatte ich ihm sagen sollen? Trost zusprechen? Ich hatte es versucht und einsehen müssen, daß es nichts half. Nein, mein Vater konnte mit Trost ebenso wenig anfangen wie ich. Wir waren beide angeschlagen.

Ich hatte es besser, denn mein gefährlicher Job lenkte mich von dem einem Problem ab. Dad aber war ausgestiegen, lebte als Rentner, er hatte zwar nie Zeit, wie alle Rentner, in Wirklichkeit kreisten seine Gedanken Tag und Nacht um Mary, seine Frau.

Einen langen Tag hatten wir geredet, den Fall durchgesprochen, hin und her gewälzt, über mögliche Verstecke nachgedacht, aber da wäre die ganze Welt in Frage gekommen. Mein Vater wußte auch, daß Mallmann mich einige Male geleimt und hatte laufen lassen, er hatte mit meiner Furcht und dem Entsetzen Scherz getrieben.

Ergebnislos hatten wir uns auf den langen Rückweg gemacht, natürlich in Sukos BMW-Rakete, die er mal wieder auf volle Touren bringen konnte, was ihm stets Spaß bereitete.

Mir weniger, denn ich saß schweigend neben ihm und starrte aus glänzlosen Augen ins Leere. Ich sah aus wie jemand, der nicht bemerkte, ob wir Tag oder Nacht hatten.

Daß Suko mich hin und wieder von der Seite anschaute, ahnte ich mehr, als ich es sah.

»Es hat keinen Sinn, John, in Depressionen zu verfallen. Du mußt versuchen, cool zu bleiben.«

»Klar, das muß ich. Aber denk an dich, als man dir Shao nahm. War

es da nicht ähnlich?«

»Ja.« Suko nickte. »Es war eine verdammt schlimme Zeit. Und es hat lange gedauert, bis ich sie überwunden hatte. Ich weiß jetzt, daß Shao lebt. Ihr geht es auch relativ gut.«

»Das hast du mir voraus.«

»Meinst du, daß Mallmann deine Mutter zu einer Blutsaugerin gemacht hat, John?«

»Ich will es nicht hoffen!« flüsterte ich und ballte die rechte Hand zur Faust. »Nur, Suko, denk mal nach. Meine Mutter ist nicht mehr die Jüngste. Wie würde sie eine wochenlange Gefangenschaft überstehen? Kannst du mir das sagen?«

»Nein.«

»Ich weiß es auch nicht und befürchte das Schlimmste, weil sich Mallmann nicht gemeldet hat.«

»Er wird damit beschäftigt sein, die Aktion Dracula weiter auszubauen. Denke an seine Ziele. Er will Vampire, er will regelrechte Blutsauger-Armeen, um die Welt beherrschen zu können. Das ist pervers, das ist Wahnsinn, aber dieser Wahnsinn hat gleichzeitig eine teuflische Methode, John.«

Suko sagte mir nichts Neues. Das wußte ich alles selbst, und es war so verdammt schlimm.

Wir kamen aus nördlicher Richtung. Die nächste größere Stadt würde London sein, von der wir uns ungefähr noch fünfzig Meilen entfernt befanden. Dort fanden wir ein paar Stunden Schlaf, dann ins Büro, wo auch Sir James auf unseren Bericht wartete. Auch er litt natürlich darunter, daß es Mallmann gelungen war, seine Chance zu nutzen und er es bestimmt schaffen würde, eine Vampir-Armee aufzubauen.

Meinem Vater hatte ich noch angeboten, Lauder zu verlassen und nach London zu ziehen, um wenigstens nicht von den Erinnerungen an seine Frau umgeben zu sein, das hatte er sofort abgelehnt. Er wollte in Lauder bleiben und alles durchstehen. Zudem hatte er dort neue Freunde und Bekannte gefunden, die ihm dabei halfen, die schweren Zeiten etwas leichter zu machen. Außerdem hatten die Menschen in der kleinen, schottischen Bergstadt ebenfalls einiges von den Vorgängen mitbekommen und waren hineingezogen worden.

Selbst Lauder war nicht mehr wie sonst.

»Müde?« fragte Suko, der mitbekam, wie ich über meine Stirn strich.

»Etwas viel. Irgendwie steckt mir der Tag in den Knochen. Es kann auch das Wetter sein.«

»Bleib am besten heute ganz aus dem Laden weg. Du hast dir doch zuletzt noch ohne mich ein Wochenende um die Ohren geschlagen. Dienstlich, meine ich.«

»Ein Wochenende war es nicht gerade, mehr eine Nacht.«

»Wer nimmt das schon so genau?«

Suko hatte recht. Der letzte Fall war allein auf meine Kappe gegangen. Da hatte ich mich mit der Mystik der Kabbala herumschlagen müssen und hatte mit Erz- und Todesengeln Kontakt bekommen, nicht mit Vampiren, aber zu unserem Job gehörte eben alles. Die Allgemeinheit der dämonischen Welt.

Auf der Bahn herrschte eine fast nächtliche Ruhe. Die Wagen, die wir sahen, konnten wir fast an einer Hand abzählen. Ein sehr warmer Tag lag hinter uns, in Schottland nicht so sehr, hier überkam mich das Gefühl, in eine Dunstglocke hineinzufahren.

Suko wollte durchziehen. Für ihn war es noch immer ein Vergnügen, in seinem BMW zu sitzen und die langen Reisen zu genießen.

Zudem hatte er den Wagen noch in einem Preisausschreiben gewonnen und nicht zu bezahlen brauchen.

Suko fuhr nur schnell, wenn, es die Umgebung erlaubte. Im Moment waren wir so ziemlich allein auf weiter Flur, hinter uns schimmerte kaum ein Licht. Erst weiter vorn huschten Scheinwerferpaare eine Auffahrt hoch.

Wir achteten nicht bewußt darauf, uns fiel nur auf, daß es sich bei einem Fahrzeug um einen Truck handelte, der ziemlich hart beschleunigte und eigentlich zu schnell fuhr.

Solange er uns nicht störte, war es mir egal. Suko wollte mich wieder aufmuntern. »Laß gut sein, John, es kommen auch noch andere Zeiten, glaub mir.«

Ich hob die Schultern. »Dann hoffe ich, das Problem Mallmann hinter uns gelassen zu haben. Er hält sich ja zurück. Wenn er sich wieder meldet, wird der Hammer um so stärker sein.«

»Damit müssen wir rechnen.« Suko schüttelte den Kopf. Er hatte sich auf den Truck konzentriert. »Verdammt noch mal«, murmelte er, »will der hier ein Rennen veranstalten?«

Der Wagen hatte die Fahrbahn gewechselt und rollte noch schneller werdend auf der Überholspur dahin. Es sah so aus, als wollte er den anderen unbedingt einholen wollen. Auch der Fahrer des zweiten Autos traf keine Anstalten, das Tempo zu verringern. Die Marke war nicht zu erkennen, es handelte sich jedenfalls um einen Kleinwagen, der nicht von der Insel kam.

Und wir holten auf.

Singend huschten die breiten Pneus des BMW über den Asphalt.

Zwei andere, schnellere Wagen überholten uns und glitten auch an den beiden anderen Fahrzeugen vorbei, als der Truckfahrer sich hatte zurückfallen lassen, um wenig später wieder Gas zu geben.

Ich nickte. Plötzlich war ich hellwach, denn dieser ungewöhnliche Vorgang sah mir verdammt nach Nötigung aus. »Da ist was im Busch, Suko«, sagte ich leise.

»Glaube ich auch.« Der BMW beschleunigte blitzschnell. Wie eine

Katze rollte er heran. Mein Freund Suko wollte einen Kommentar abgeben, als es geschah.

Der Fahrer des Trucks drehte plötzlich durch. Er scherte nach links aus, um den wesentlich kleineren Wagen zu rammen. Dessen Fahrer reagierte zwar, aber nicht schnell und exakt genug, um die rettende dritte Spur zu erreichen.

Es kam, wie es kommen mußte.

Eine kurze Berührung reichte bei diesem Tempo aus. Der kleine Wagen wurde zu einem Spielzeug für den Truck. Nach links geschoben, rollte er über die dritte Spur hinweg und konnte auch durch Gegenlenken nicht mehr gestoppt werden.

Suko hupte noch. Es war mehr eine Geste der Verzweiflung, er blendete auf. Im mächtigen Strahl der Lichtlanzen sahen wir die Szene wie auf einer Leinwand abgebildet.

Weg von der Straße, der Sprung über den Rand, dann das Anheben und der raketenartige Schwung, mit dem der Kleinwagen in der Buschwand neben der Bahn verschwand.

Er durchbrach sie wie ein Geschütz. Dahinter standen Bäume.

Wenn das Auto dagegenklatschte, würde es Schrott sein. An das Schicksal des Fahrers wollte ich erst gar nicht denken.

Wir hätten zwei Dinge tun können. Entweder hinter dem Truck her oder abbremsen und uns um den verletzten Fahrer kümmern.

Das Menschenleben zählte mehr.

Die Warnblink-Anlage leuchtete bereits und riß in Intervallen die Finsternis auf. »Hast du dir die Nummer des Trucks gemerkt? John?«

»Nein, das war nicht möglich.«

»Scheibenkleister, ich auch nicht.«

Dann standen wir. Ohne zu schlingern, ohne aus der Spur gekommen zu sein. ABS war Klasse.

Weg mit dem Gurt, die Türen aufgerammt. Ich warf einen letzten Blick über die Bahn und sah die lange Reihe der Heckleuchten in der Finsternis verschwinden.

Voller Wut ballte ich die Hände. Den würden wir uns kaufen, das stand schon jetzt fest.

Suko hatte mittlerweile wie ein Dschungelkämpfer das Buschwerk durchbrochen und war der Schneise gefolgt, die der Wagen geschlagen hatte.

Ich sah den kalten Schein seiner Lampe. Sie tanzte über Blattwerk, Rasen und verbeultes Blech.

Manchmal gibt es kleine Wunder. So etwas war hier geschehen.

Eigentlich hätte das Fahrzeug gegen einen der Baumstämme rasen und dort zusammengedrückt werden müssen.

Das war nicht geschehen. Aus einem unerfindlichen Grund war es aus der Flugrichtung abgekommen, hatte sich mit den vorderen Reifen

in den Boden gebohrt und sich dann nach rechts außen gedreht, so daß der Wagen nur mit dem Heck vor den Baumstamm geprallt war. Er stand da wie ein verbeultes Kunstwerk inmitten einer natürlichen Waldlandschaft.

Suko hielt sich an der Tür auf, um nach dem Fahrer zu sehen. Sie klemmte. Er leuchtete durch die Scheibe, als ich neben ihm stehenblieb. Beide sahen wir, daß es sich um eine Fahrerin handelte. Sie hing im Sitz wie eine Puppe. Auf den ersten Blick waren keine äußerlichen Verletzungen festzustellen. Wahrscheinlich hatte sie der Gurt gerettet, in den sie geflogen war.

Gemeinsam versuchten wir es und bekamen die verklemmte Tür mit vereinten Kräften auf.

»Gut«, sagte Suko, bückte sich, löste den Gurt. Wir mußten die Verletzte bergen und dabei sehr vorsichtig zu Werke gehen, um nichts falsch zu machen.

Die Frau war jung, blond und nur leicht bekleidet. Kein Wunder bei diesem Wetter. Wir betteten sie ins Gras, schauten sie uns genauer an und entdeckten keine äußerlichen Verletzungen.

»Ich werde einen Krankenwagen und die Kollegen alarmieren«, sagte Suko. Bevor er sich in Bewegung setzen konnte, geschah etwas, womit wir nicht gerechnet hatten.

Die Frau öffnete die Augen. Sie starrte uns an. Ihr Blick flackerte, schien gar nicht da zu sein. Dann schrie sie auf und brüllte uns ein Wort entgegen, das uns erschreckte.

»Monster – Monster!«

***

Wir ließen sie schreien. Sie wiederholte das Wort und zuckte zusammen, als ich sie an der Wange berührte. Es war ein zärtliches Streicheln gewesen, das ihr irgendwie gutgetan hatte, denn ihr Gesicht nahm einen etwas entspannteren Ausdruck an.

»Bitte, Miß, was ist geschehen?«

Sie schaute gegen unsere Gesichter. »Es… es tut irgendwie so weh«, flüsterte sie. »Ich … ich weiß auch nicht. Plötzlich flog ich. Mein Kopf, die Hüfte, der Nacken.«

»Der Gurt hat Sie gehalten.«

»Ja, glaube ich auch. Ich hatte Glück, trotz allem, was da geschehen ist.«

»Und was ist geschehen?« fragte Suko.

Sie fing an zu weinen. Urplötzlich. Wahrscheinlich löste sich jetzt der Schock. Suko stand auf, er wollte zum Wagen, um telefonisch die Kollegen zu alarmieren.

Ich blieb bei der Verletzten, ließ ihr die nötige Ruhe. Sie sprach erst, als Suko zurückkehrte und mit einem Nicken klarmachte, daß alles in

Ordnung war.
»Das Monster hat getötet.«
Ich runzelte die Stirn. »Meinen Sie den Truck?«
»Nein«, erklärte sie. »Ich meine den Fahrer, nicht den Wagen. Er ist kein Mensch, er kann kein Mensch sein. Er hatte den Truckfahrer getötet. Er ist dem Wagen entstiegen.«
»Richtig, John«, sagte mein Freund. »Ist dir nicht aufgefallen, daß die hintere Ladetür zerfetzt war?«
»Kaum.«
»Da hat es den Wagen verlassen.« Das Mädchen umfaßte meine Hand. »Sie müssen mir glauben, Mister. Es war schlimm, es war furchtbar. Das war kein Mensch mehr.«
»Was war es dann?«
Sie atmete zischend. »Ein ein Roboter. Eine Ausgeburt der Technik oder der Hölle.«
Über die Liegende hinweg schauten Suko und ich uns an. Sie hatte den Blick bemerkt und flüsterte: »Sie… Sie glauben mir nicht – oder? Sie wollen mir nicht glauben.«
»Doch, aber…«
»Nein, Mister«, sagte sie flüsternd. »Nein, Sie wollen mir nicht glauben. Aber Sie können zurück zum Parkplatz fahren, dort finden Sie einen Toten. Das Monster hat ihn gekillt, eiskalt vernichtet.«
»Welchen Toten?« wollte ich wissen.
»Den richtigen Fahrer, Mister. Der Mann, der diesen Wagen hier gelenkt hat.«
»Und was hatten Sie mit ihm zu tun?«
Sie lachte und weinte zugleich. »Nichts, eigentlich gar nichts. Ich habe ihn angemacht. Vornehm ausgedrückt, ich bin ein Roadie, andere sagen Trucker-Nutte.«
»Ist okay.«
»He, sind Sie jetzt nicht sauer?«
»Nein, warum? Es wird bald die Polizei hier erscheinen und auch ein Krankenwagen.«
»Dann erzählen Sie den Bullen mal alles.«
»Wir gehören selbst dazu«, erklärte Suko.
Das Mädchen bekam große Augen. »Ach du Schreck! Ist auch egal, mich kann nichts mehr erschüttern. Ich habe nur wahnsinniges Glück gehabt. Irgendwie konnte ich noch abbremsen. Wenn ich mit vollem Tempo gegen einen Baum gerast wäre, dann…«
»Haben Sie das Nummernschild erkennen können?« fragte ich.
»Nein, das ging alles so wild und schnell. Ich… ich konnte nichts sehen, überhaupt nichts.«
»Und der Fahrer? Hat er mit Ihnen über die Ladung gesprochen?«
Sie holte tief Luft und wurde etwas verlegen. »So gut wie nicht,

Mister. Als wir gerade anfangen wollten, da hörten wir von der Ladefläche komische Geräusche. Der Freier dachte an einen blinden Passagier, ging los, um nachzuschauen. Ich hörte nur ein Krachen, als die Tür brach, dann hatte es ihn erwischt. Als ich den übergroßen Kerl sah, der glänzte wie polierter Stahl, bin ich in meinen Fiat und nichts wie weg. Er wollte mich aus dem Weg räumen.« Sie stöhnte. »Jetzt habe ich genug geredet. Es ist nicht gut, verdammt!«

Ihr Mund zog sich in die Breite. »Ich… ich bekomme so schlecht Luft.«

»Man wird Sie untersuchen.«

Suko ging, weil er die Sirenen hörte. Er wies die Beamten ein. Ich blieb bei der Fahrerin und tupfte ihr mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn.

»So rührend hat sich noch nie ein Bulle um mich gekümmert«, flüsterte sie. Dabei faßte sie nach meiner Hand. »Danke, wie heißen Sie eigentlich, Mister?«

»John Sinclair.«

»Ich bin Tinny.«

»All right, Tinny, es wird schon wieder werden. Machen Sie sich keine Sorgen.«

»Der kommt bestimmt zurück«, murmelte sie, »und holt mich. Das ist ein Schwein, kein Mensch. Er ist ein böses Kunstwerk, wenn Sie verstehen?«

»Wir werden ihn finden.«

»Hoffentlich.«

Suko und die Kollegen bahnten sich einen Weg. Die lichtstarken Arme schwerer Stablampen machten die Nacht zum Tag. Wir erklärten noch einmal, was geschehen war, dann kümmerten sich ein Arzt und zwei Sanitäter um das Unfallopfer.

Wir hatten hier nichts mehr zu tun, denn es galt, noch einen bestimmten Ort zu besichtigen.

Mit dem BMW fuhren wir bis zur nächsten Abfahrt und wendeten dort. Der Weg war schnell zurückgelegt. Beide sprachen wir kaum und hingen unseren Gedanken nach. Erst als wir auf den Parkplatz rollten, fragte Suko: »Glaubst du der Zeugin?«

»Das werden wir gleich sehen.«

Der Parkplatz war wie leergefegt. Unser Fernlicht gab dem Boden einen gespenstisch-bleichen Schein. Suko rollte in Schlangenlinien dahin, er suchte nach dem Toten.

Wir sahen ihn zugleich. Verkrümmt wie ein Bündel lag er auf dem grauen Untergrund. Schon beim ersten Hinsehen stand für uns fest, daß er nicht mehr lebte.

Wir hielten neben ihm und stiegen mit sehr ernsten Gesichtern aus. Ja, der Trucker war tot. Sein Leben hatte er auf furchtbare Art und

Weise verloren. Wir wußten nicht, womit der Killer zugeschlagen hatte, doch es war eine schlimme und mörderische Waffe gewesen. Da hatte ein Treffer den Kopf gestreift.

»Mein Güte«, sagte Suko und schüttelte den Kopf. »Allmählich fange ich an, dem Mädchen zu glauben.«

»Ja, ich war auch skeptisch, aber jetzt?« Ich hob die Schultern.

Mein Blick fiel gegen den vollen Mond. Vampirwetter, wie ich mir eingestand. Dieser Mord hier war nicht von einem Vampir begangen worden, den mußte ein Monstrum begangen haben.

Wir suchten nach Spuren. Außer dunklen Reifenabdrücken war nicht viel zu sehen. Ob der Killer welche hinterlassen hatte, entdeckten wir ebenfalls nicht.

Ich tauchte in den BMW und griff zum Telefonhörer. Hier mußte die Mordkommission erscheinen. Es würde dauern, und ich stieg aus, rauchte eine Zigarette, schaute zum Mond, als würde er mir eine Antwort geben können. Suko war dabei, seine Beobachtungen zu notieren. Er schrieb das auf, was er vom Aussehen des Trucks behalten hatte. Viel war es nicht. Für eine Fahndung reichte es insofern, als daß die hinteren Ladetüren eingeschlagen waren.

Wenn er auf der Bahn blieb und sich London näherte, konnten die Kollegen dichtmachen und ihn stoppen. So schlecht standen unsere Chancen also nicht.

Ich fragte mich nur, wie sie sich dem Fahrer gegenüber verhalten sollten. War er tatsächlich ein Monster, wie uns Tinny erklärt hatte?

Oder war die Phantasie mit ihr durchgegangen?

Ich hoffte es sehr, aber mein Gefühl sagte mir genau das Gegenteil…

***

Willy Style staunte auch dann noch, als ihm Marylin einen Drink eingeschenkt hatte. Erst als sie sich zurückzog, fand er die Sprache wieder. »Das… das ist doch ein Witz, Süße, was du mir da erzählt hast. Du willst mich auf den Arm nehmen.«

»Nein, das will ich nicht.«

»Wie kann der Maniac zu dir kommen?« Er wollte lachen, das blieb ihm im Hals stecken. Statt dessen nahm er einen Schluck. Es war Campari mit Orangensaft.

»Wieder okay?« fragte sie.

Willy schüttelte den Kopf. »Überhaupt nicht, Mädchen. Du hast mir einen schönen Schock eingejagt. Als ich bei den Dreharbeiten war und diesen Maniac sah, bekam ich schon Angst und freute mich immer, daß er nur eine künstliche Gestalt war.«

»Irrtum, Willy. Er ist nicht künstlich.« Sie setzte sich und schlug die Beine übereinander. »Oder besser gesagt, er war künstlich, aber jetzt lebt er.«

»Wie denn?«

Sie hob die Schultern. »Da kommen verschiedene Möglichkeiten in Betracht, Willy. Er ist eben besser als wir, und er hat einen Schuß Magie mitbekommen.«

»Ach ja?«

Marylin nickte sehr ernst. »Ja, er ist magisch aufgeladen worden. Im Film habe ich mich in ihn verlieben müssen, Quatsch, wie ich finde. Doch stell dir vor, ich habe mich tatsächlich in ihn verknallt. Total irre, nicht wahr?«

Willy tippte gegen seine Stirn. »Das kann doch nicht wahr sein, du schiebst mir da was unter die Weste. Das ist ein Irrsinn, das ist der Stoff für eine Fortsetzung.«

»Möglich, aber die Fortsetzung ist gleichzeitig auch echt. Das darfst du nicht vergessen.«

Style trank wieder. Er wollte Zeit gewinnen, um seine Gedanken zu ordnen. »Gesetzt der Fall, du hast recht, dann wird dein Freund nun durch London irren.«

»Davon kann man ausgehen.«

Er grinste wieder. »Was meinst du, wenn ihn die Bullen sehen. Hier ist kein Karneval.«

»Er wird sich schon zu verstecken wissen, keine Sorge. Maniac ist sehr schlau.«

Willy Style war Spitze, wenn es darum ging, Geschäfte zu entwickeln, über so etwas wie dieses Thema wollte er nicht reden. Er schaute Marylin zu, wie sie sich erhob und das Zimmer verlassen wollte. »Läßt du mich hier hocken?«

»Nein, ich ziehe mich um.«

Seine Bemerkung klang sarkastisch. »Machst dich wohl schick für deinen Liebhaber, wie?«

»So ungefähr. Bleib noch etwas, dann kannst auch du ihn näher kennenlernen.«

Willy Style überlegte. Sollte er verschwinden oder noch abwarten?

Dieser Maniac war eine künstliche Figur, sein Drehbuchautor hatte ihn erfunden, der konnte nicht normal leben, er wurde ferngelenkt, alles, was dazu nötig war, befand sich in seinem Innern, auch die Lampen, die mit ihrem roten Schein die Augen ausfüllten.

Wenn er genauer über das Problem nachdachte, machte er sich Sorgen um Marylin. Okay, Schauspielerinnen waren immer etwas verrückt und überspannt, aber so wie Marylin hatte noch keine reagiert. Die drehte ja durch. Er mußte wirklich darüber nachdenken, ob er sie in weiteren Streifen einsetzte oder zurück zu den Anfängen ging, wo sie sich als Porno-Darstellerin einen Namen in gewissen Kreisen gemacht hatte. Ihre schauspielerischen Vorzüge erreichten nicht ein Drittel ihrer körperlichen. Sie war schon ein erotisches

Wunder, auf das sich die einschlägigen Gazetten stürzten.
Sie duschte länger. Er hörte das Rauschen, trank und starrte durch die große Scheibe über das dunkle London hinweg, an dessen Himmel hin und wieder helle Reflexe aufblitzten.
Nein, was Marylin da von sich gegeben hatte, konnte einfach nicht stimmen. Das war Quatsch – oder?
Komisch, ein Gefühl des Unbehagens und der Beklemmung blieb doch bei ihm zurück.
Er hörte sie singen. Einen alten amerikanischen Schlager, den einst ihre Namensvetterin, die Monroe, geträllert hatte. Sie hatte nicht die Stimme der Monroe, ihre war viel höher, sie klang auch piepsig, nicht verrucht.
Willy Style hörte zweimal eine Tür klappen. Da wußte er, daß Marylin die Dusche verlassen und sich ins Schlafzimmer begeben hatte.
Klar, wenn sie ihren Roboter, ihren Maniac empfing, wollte sie schick sein. Willy begriff es einfach nicht. Er schüttelte den Kopf, lachte einige Male, doch es klang nicht echt. Irgend etwas war zurückgeblieben, kratzte in seiner Kehle.
Wenn sie durchdrehte, konnten sie sich eine Fortsetzung des Films glatt abschminken. Dann lief überhaupt nichts mehr, denn gerade sie war es, die die Zuschauer anzog. Ihretwegen rannten sie in die Videotheken, um sich die Filme auszuleihen. Marylin machte an, wenn sie erschien, war das Weib hoch drei.
Den einen Film noch mußte sie machen, dann konnte sie seinetwegen ausflippen. Die »Drehbücher« für die nächsten Streifen lagen sowieso noch nicht vor.
Er hörte sie wieder singen. Diesmal lauter, ein Zeichen, daß sie sich auf dem Weg befand. Dann erschien sie in der Tür, blieb dort stehen, drehte sich aber auf der Stelle. »Na«, sagte sie, »wie gefalle ich dir? Sag ehrlich, Willy.«
Er schaute und nickte. »Ja, du bist gut, Marylin, du bist stark, siehst gut aus.«
»Mehr nicht?«
»Scharf, verrucht, so macht man Männer an. Du gehörst zu den besten, glaube ich.«
»Und ob.«
Marylin hatte ihr Haar mit dem Kamm in die Höhe gedrückt, regelrecht gestylt, und an den Seiten ließ sie die Strähnen als Korkenzieherlocken herabhängen. Auch die Lippen hatten Farbe bekommen. Sie schimmerten in einem blassen Rot, der den erotischnaiven Schmollausdruck noch unterstrich. Die Pupillen zeigten einen grünen Schimmer, als bestünden sie aus Glas.
Das Kleid war eine Verführung. Mit hauchdünnen Trägern wurde es

über den Schultern gehalten. Der Stoff schimmerte in einem blassen Rot, er war dünn, er flatterte und lag an gewissen Stellen trotzdem eng. So auch unterhalb des sehr großzügigen Ausschnitts, der mehr freigab, als er verbarg. Puh!!! Das war es, was die Käufer und Ausleiher lockte.

Als Schmuck trug sie sehr breite Armreifen, in die erotische Motive eingraviert worden waren. Von der leicht gebräunten Haut hob sich der Schmuck hell ab.

Sie drehte sich auf der Stelle. Unterhalb der Hüfte war das Kleid weit geschnitten und schwang in die Höhe. »Na, wie gefalle ich dir, Willy?« Sie wollte es immer wieder hören, denn es gab für sie nichts anderes als ihren Körper.

»Gut.«

»Ich steche andere aus, wie?« Sie kam langsam näher, und der Agent roch auch ihr Parfüm.

»Das kann man wohl sagen.«

»Ich will es auch, Willy. Ich will alle ausstechen, verstehst du? Alle.«

»Dagegen habe ich nichts.«

Sie nahm neben ihm Platz, die Sesselkante war breit genug. »Das habe ich alles für ihn getan!« flüsterte sie. »Einzig und allein für den Maniac, der gleich erscheinen wird.«

»Meinst du?«

»Er wird kommen, Willy, davon bin ich überzeugt. Der Maniac wird hier erscheinen.«

»Nun ja, mal sehen.«

Sie stand wieder auf. »Bitte, du mußt mir glauben. Er mag nämlich keine Ungläubige.«

Style grinste. »Was habe ich denn mit ihm zu tun? Da mußt du dich an den wenden, der ihn erschaffen hat.«

»Das werden wir auch.«

»Wir?«

»Genau, mein Lieber. Von nun an werde ich Maniac nicht von der Seite weichen. Marylin und Maniac, hört sich gut an, wie?«

»Ja, ein schöner Titel.«

Sie stach mit dem Zeigefinger gegen ihn. »Kein Titel, Willy, oder nicht nur einer. Ich werde ihn in die Realität umsetzen, darauf kannst du dich verlassen.«

Style winkte ab und erhob sich. »Ich weiß nicht, Mädchen, was heute mit dir los ist, aber irgendwie tickst du nicht mehr richtig. Na ja, kann am Wetter liegen.« Er nahm sein dünnes Leinenjackett auf.

»Dann werde ich mal verschwinden.«

»Wohin denn?«

Style streichelte ihre linke Wange, bevor er sie tätschelte. »Ins Bett, Süße, einfach ins Bett. War ein verdammt langer Tag, und ich bin

kaputt. Matt, ausgelaugt.«
»Dann willst du ihn nicht sehen?«
Willy verdrehte die Augen. »Himmel, Gesäß und Wolkenbruch, ich kenne ihn aus dem Film.«
»Er sieht besser aus, wenn er lebt.«
»Ja, ja, ich glaube dir alles, Süße. Wirklich, ich glaube dir alles. Tu du mir den Gefallen und laß mich in Ruhe. Wir telefonieren wieder miteinander. Ich werde die einzelnen Vertragspunkte noch einmal mit dir durchgehen.«
»Es wird keinen Vertrag mehr geben«, erklärte sie. »Denn ich gehöre zu Maniac!«
Style verzog das Gesicht. »Nun mach doch nicht wieder so einen Wirbel. Schlaf mal ein paar Stunden, träume meinetwegen von deinem sweety Monster. Morgen früh sieht alles anders aus.«
Marylin schaute ihn fast bedauernd aus ihren grünen Nixenaugen an. »Es ist schade, daß du so ungläubig bist, Willy. Es ist sehr schade für uns alle.«
Der Agent sagte nichts mehr. Er wollte weg, denn das Mädchen war ihm unheimlich geworden. In der Diele hingen die Bilder der Schauspielerin an den Wänden. Vergrößerte Fotos, die Marylin in allen möglichen Positionen zeigten. Mal bekleidet, mal nackt. Sie war auch mit dem Maniac zu sehen, diesem glatzköpfigen Metallgeschöpf. Ein widerlicher Kerl, wie man ihn auch nur in einem Horrorfilm verkaufen konnte. Unsinn, daß so einer leben sollte.
»Also dann«, sagte Willy, öffnete die Tür – und blieb stehen, als hätte er einen Schlag abbekommen.
Vor der Tür stand er.
Riesig, gewaltig, tödlich.
Hinter Willy jubelte Marylin. »Maniac, endlich bist du da – endlich…«

***

Willy Style verstand die Welt nicht mehr. Er bewegte sich nicht und glotzte nur.
Der Maniac trug sogar die Kleidung aus dem Film. Jemand mußte sie ihm angezogen haben, denn als er abtransportiert wurde, da war er »nackt« gewesen.
Unter dem grauen Jackett verdeckte das rote Hemd den Stahlkörper. Bei den Beinen war es die Hose, und selbst seine eisernen Füße steckten in klobigen Schuhen.
Eine Krawatte trug er ebenfalls. Aus der Kragenöffnung wuchs der metallene Hals, um in ein schreckliches Gesicht überzugehen.
Es bestand ebenfalls aus Metallplatten. Nieten verbanden die einzelnen Teile. Die runden Köpfe schauten noch hervor, und sie

schimmerten selbst an den abstehenden Ohren, die an die eines kleinen Elefanten erinnerten. Die Nase bestand aus einem klobigen Stück Blech. Der Mund stand offen und war gleichzeitig verzerrt.

Zwischen den beiden Kiefern schimmerten helle, starke Zähne, mit denen er mehr als nur Fleisch durchbeißen konnte. Dann gab es noch die Augen. Im Film hatten sie in einem düster-gefährlichen Rot geleuchtet. Sie sollten den Eindruck des Schreckens noch deutlicher hervortreten lassen.

Auch jetzt leuchteten sie in dieser Farbe, doch Willy Style, der sich allein auf die Augen konzentrierte, hatte das Gefühl, in ein anderes Paar zu sehen.

Da stimmte etwas nicht, da war einiges falsch, da hatte es sich verändert.

Lebten die Augen? Im Film waren sie künstlich geschaffen worden, wie auch die übrige Gestalt, jetzt allerdings steckte so etwas wie Leben in ihnen. Ein furchtbares Feuer, das Gefahr signalisierte.

Willy hatte eigentlich nicht mehr damit gerechnet, daß er noch schwitzen würde, jetzt tat er es, als er die Augen sah.

Dieses Feuer war ein anderes. Es hatte sich magisch aufgeladen, es war da und brannte.

Ein Seelenblick, dachte er. Verdammt, der will dir die Seele auffressen.

Er wich zurück. Mit schwerfällig gesetzten Schritten ging er nach hinten und schrie leise auf, als er Marylins Hände auf seiner Schulter spürte.

Das Girl hatte für seinen Agenten keine Augen mehr. Für Marylin gab es nur noch den Maniac.

Sie lächelte ihn an. Ihre Augen strahlten dabei, und sie lief mit ausgestreckten Armen auf ihn zu.

Als er ihre Hände sah, hob er ebenfalls die Arme und faßte Marylins Finger mit seinen Blechpranken zärtlich an.

Willy war zurückgewichen. Er wollte einfach nicht glauben, was er da zu sehen bekam. Okay, im Film hatten sich ähnliche Szenen abgespielt, aber hier gab keiner Regieanweisungen, hier lief keine Kamera, hier war alles echt, und man befand sich auch nicht in einem Atelier.

Die beiden umarmten sich. Marylin schmiegte sich dabei mit ihren Rundungen eng an den Blechkörper und bewegte sich noch seitlich hin und her. Sie strich mit ihren Wangen über sein Blechgesicht und flüsterte ihm Zärtlichkeiten ins Ohr.

Willy verstand die Welt nicht mehr. Für ihn war Marylin verrückt geworden. Die hatte sich tatsächlich in dieses verdammte Monstrum verknallt, als wäre es ein Prinz. Leider erlebte er hier kein Märchen, das war alles echt.

Sie zog ihn in die Wohnung und schloß die Tür. Über ihren Kopf schaute der Maniac hinweg, der Blick seiner Augen glühte Willy Style regelrecht entgegen.

»Der Maniac lebt«, sagte sie. »Er ist fast wie ein Mensch. Ich habe ihn zu meinem Freund und Geliebten gemacht.«

»Ähm… ach ja?« Willy ärgerte sich, daß ihm nicht mehr dazu einfiel. Er verzog die Nase, seine Wangen zuckten an beiden Seiten, dann strich er über sein Haar.

»Sag ihm, daß du lebst, Mani…«

Himmel, jetzt nennt sie ihn auch noch Mani, dachte der Agent, verdrehte die Augen und überlegte, wie er am besten aus dieser verzwickten Lage herauskam. Ein guter Rückzug, ohne daß er dabei sein Gesicht verlor, war am besten.

»Ich lebe, Willy…«

Der Agent zuckte zusammen. Die Worte klangen, als wäre Blech gegen Blech gerieben worden, und dennoch waren sie deutlich zu verstehen gewesen. So hatte er auch im Film gesprochen, doch da war er an der elektronischen Leine geführt worden.

Style nahm es mit Humor, obgleich es ihm schwerfiel. »Wie… wie schön für dich, Maniac. Ja, ich finde es toll, daß du lebst. Da kann ich dir nur gratulieren.«

Er hob eine Hand, bewegte sie. Das Blech knirschte etwas, als er die Faust bildete. Dabei gerieten die Metallknöchel in den Schein einer Lampe. Willy und Marylin sahen die dunklen Flecke auf dem Metall. Das Mädchen schaute genauer hin.

»Du blutest ja!« rief es. Marylin verdrehte die Augen. »Wieso? Bist du verletzt?«

Unsinn, wie kann der verletzt werden! Willy hütete sich, die Worte auszusprechen. Wenn tatsächlich Blut an der Faust klebte, dann konnte es nicht von Maniac stammen, sondern von einer anderen Person. Maniac war als gewalttätig angelegt worden. Im Film hatte er einem mordgierigen Teufel geglichen. Das hier war kein Film, nur konnte sich Willy vorstellen, daß der Maniac diese Brutalität übernommen hatte.

Er, senkte die Faust, streckte die Hand wieder und schaute sich um. Willy dachte daran, daß es am besten war, wenn er sich verabschiedete und das Paar nicht mehr störte.

Mit der Jacke über den Arm bewegte er sich auf die Wohnungstür zu. »Also, ich werde jetzt gehen.« Er lachte. »Viel Spaß wünsche ich euch beiden noch, viel Spaß.«

Marylin sagte nichts, auch der Maniac überlegte. Willy hatte die Hand bereits auf der Klinke liegen, als er den rauhen Kommentar des Monsters hörte.

»Nein, du bleibst hier!«

Die Worte waren brutal gesprochen worden. Sie klangen in seinem Kopf wie ein Gongschlag. Willy drehte vorsichtig den Kopf und peilte über seine linke Schulter hinweg.

Noch stand der Maniac bewegungslos auf dem Fleck. Er sah aus, als würde ihn alles nichts angehen, das allerdings täuschte. Die einzige Person, die alles nichts anging, war Marylin. Sie zeigte es deutlich, indem sie ihre Schultern anhob.

Willy spürte die Gefahr. Er merkte, daß von der Gestalt etwas ausging, das auf ihn überströmte. Ein dünner, aber gefährlicher Strom.

Stehenbleiben oder die Flucht versuchen?

Style entschied sich für die Flucht!

Er hämmerte die Klinke nach unten, riß die Tür auf, die nicht abgeschlossen war, und wollte springen.

Der Maniac war schneller.

Wie er das geschafft hatte, konnte Willy nicht sagen. Jedenfalls hämmerte eine Pranke auf seine Schulter, riß das dünne Hemd entzwei und schützte auch die Haut nicht.

Willy spürte die Wärme seines eigenen Blutes, das eine feuchte Spur hinterließ, dann riß ihn die Klaue zurück!

Er fiel zu Boden.

Als er aufschlug, sah er den mächtigen Fuß des Maniacs über seinem Gesicht.

Marylin drehte sich zur Seite.

Willy Style schrie nicht einmal, dennoch rannte Marylin in den anderen Raum, wo sie gegen die hohe Scheibe fiel und ihr heißes Gesicht kühlen wollte.

Sie dachte nichts, sie wollte nichts denken, und sie drehte sich erst um, als sie den typischen Klang der Schritte erkannte. Der Maniac kehrte zurück.

Beide starrten sich an.

»War es gut?« fragte er.

»Ich… ich weiß nicht.«

»Doch, es war gut, denn er hätte uns verraten, ganz jämmerlich verraten.«

Marylin nickte. »Ja, dann war es wohl gut.«

Sein Mund verzog sich noch mehr. In den Winkeln knirschte dabei das Blech. »Ich bleibe bei dir, Marylin, das wolltest du doch – oder?«

»Sicher.« Sie konnte schon wieder lächeln. »So war es doch abgemacht – oder?«

Dann fiel sie ihm in die Arme…

***

In Camdon Town, nahe des Grand Union Canal, war der Truck gefunden worden. Er parkte zwischen zwei Laternen und gegenüber

eines Fabrikgrundstücks, das durch eine hohe Mauer und ein breites Eisentor gesichert worden war. Einer der hier häufiger entlangfahrenden Zivilstreifen war das Fahrzeug aufgefallen, zudem war nach dem Truck gefahndet worden, und die beiden Beamten gaben die Meldung ab, die auch uns erreichte.

Wir saßen noch im BMW. Vom Ort des Geschehens waren wir nicht einmal weit entfernt. Suko fuhr die Camdon Road an, die uns in die Nähe des Kanals brachte.

Zwei Streifenwagen der Metropolitan Police hatten den Truck in die Zange genommen. Experten der Spurensicherung waren ebenfalls eingetroffen und hatten das Blut an der aufgebrochenen Tür entdeckt.

Es mußte von dem Truckfahrer stammen, wie wir den Kollegen berichteten.

»Da hat aber jemand Kraft gehabt«, sagte einer der Männer und wischte Schweiß vom Glas seiner Brillengläser.

»Das kann man wohl sagen.«

»Wer schafft denn so etwas?« fragte ein anderer.

»Keine Ahnung.« Ich deutete auf die Ladefläche. »Dürfen wir uns dort einmal umsehen?«

»Klar, nur werden Sie nichts finden.«

»Was denn, zum Beispiel?« wollte Suko wissen.

»Das sieht aus, als hätten sie Filmdekorationen transportiert. Alles künstlich.«

»Wir werden sehen.«

Suko und ich kletterten auf die Ladefläche. Zwei Scheinwerferkegel gaben uns Licht. Der Beamte hatte sich nicht geirrt. Zwischen den Wänden stapelte sich tatsächlich eine Filmdekoration. Künstliche Mauern, Büsche, eine auf alt gemachte Treppe, auch Büsche und Bäume und noch die Einrichtung einer Wohnung, die teilweise zertrümmert war. Zwei Standscheinwerfer wurden durch Haken gehalten.

Tote sahen wir auch.

Sie lagen in der Ecke, ausgeblutet, beschmiert, mit schrecklichen Verletzungen gezeichnet.

Natürlich künstliche Leichen, deren Tod im Film hautnah gezeigt wurde.

Ich schüttelte den Kopf und erinnerte mich daran, daß ich die Leiche des Truckfahrers gesehen hatte. Ihre Verletzungen waren ähnlicher Art gewesen.

Suko verfolgte die gleichen Gedankengänge wie ich. »Nur ein Film, John?« fragte er. »War es wirklich nur ein Film?«

Ich hob die Schultern. »Das kann ich mir schlecht vorstellen, wenn ich an den Trucker denke.«

»Wenn man nur wüßte, wer diesen Streifen gedreht hat.«

»Das läßt sich leicht feststellen.«

»Klar.« Ich suchte trotzdem weiter und hatte Glück, daß eine alte Regieklappe in den Schein meiner zusätzlich eingeschalteten Bleistiftleuchte geriet.

»Marylin und Maniac«, zitierte ich den Titel.

»Wie?«

Ich wiederholte ihn.

Suko schüttelte den Kopf. »Alles, was recht ist, den Streifen kenne ich nicht.«

»Ebenfalls.«

»Der kann möglicherweise noch gar nicht fertig sein, aber der Titel gibt mir zu denken. Das Wort Maniac hört sich nicht gerade sanft an. Maniac – das ist Grauen, das ist Gewalt, das ist Durchdrehen, John.«

»Und Marylin?«

»Die Schöne, die zu dem Biest gehört. Wie damals bei King Kong und in dem Streifen ›La Belle et La Bete‹, die Schöne und das Biest. Alles schon mal dagewesen.«

»Nur im Film«, murmelte ich. »Aber diesmal scheint es echt zu sein, wenn ich näher über den Titel nachdenke. Verdammt, Suko, das geht mir an die Substanz!«

»Frag mich lieber, wo der Killer hingelaufen sein kann?«

»Die Gegend eignet sich hervorragend für ein Versteck. Da können Armeen suchen, ohne daß sie ihn finden.«

»Und wir haben ebenfalls keine Spuren. Das ist schlecht«, gab ich zu, »das ist verdammt schlecht.«

»Zumindest heute nacht. Wir werden morgen früh weitermachen und uns mit der Filmfirma beschäftigen. Außerdem wird uns der Spediteur, dem der Truck gehört, bestimmt weiterhelfen können. Nur arbeitet da jetzt wohl keiner.«

Suko hatte recht. Wir mußten bis zum Hellwerden warten. Als wir aus dem Wagen stiegen, warteten die Kollegen schon auf irgendwelche Hinweise, die sie auch von uns bekamen.

Der Truck brauchte nicht hier stehenzubleiben, er konnte zur Metropoliten Police geschafft und dort noch genauer untersucht werden. Alles andere war unser Job.

Suko schüttelte den Kopf, als er wieder im Wagen saß. »Ich kann mir nicht helfen, John, ich habe das unbestimmte Gefühl, daß dort einiges auf uns zukommt.«

»Ja, das schätze ich auch…«

***

Der Truck war für die Spedition WHEELS gefahren, die ihren Sitz in einem Industriegebiet an der Themse hatte. Durch einen telefonisch vereinbarten Termin wollten Suko und ich mit einem der Chefs

zusammentreffen, einem Mann namens Gardener.

Er empfing uns in einem stickigen Büro, trug ein kurzärmeliges Hemd, eine dünne Hose, die von roten Trägern gehalten wurde.

Diese wiederum umspannten seinen Bauch.

Gardener schwitzte, trank Wasser aus der Büchse und wies auf zwei Stühle. »Sie haben ja am Telefon angerissen, wo das Problem liegt, und ich habe nachschauen können.«

»Wunderbar.«

Er schaute mich unter seine buschigen, schwarzen Augenbrauen hinweg an und schlug einen Aktenordner auf. »Also, wir haben den Auftrag von LVP bekommen.«

»Wer oder was ist das, bitte?«

»London Video Production. Eine Firma, die Videofilme dreht. Wir fahren öfter für sie die Kulissen.«

»Sie wissen auch, was mit Ihrem Fahrer geschah?«

Gardeners Gesicht verschloß sich, bevor er nickte. »Ja, das wissen wir und empfinden es als furchtbar.«

»Mehr als das.«

Er hob die Schultern. »Ich kann mir nicht vorstellen, aus welchem Grund man ihn getötet hat. Das will mir einfach nicht in den Kopf. Lester Mayfair gehörte zu den Menschen, die keiner Fliege etwas zuleide tun konnten.« Er schaute uns beide an. »Haben Sie schon einen Verdacht, wer der Mörder sein könnte?«

»Noch nicht«, erwiderte Suko.

»Wie gesagt, auch ich kann Ihnen nicht helfen, so gern ich es getan hätte. Bisher lief die Zusammenarbeit mit LVP bestens. Keine Klagen, von keiner Seite.«

»Wissen Sie, welche Filme die Macher produzierten?« wollte Suko wissen.

»Ja, Horror meist. Auch erotische und SF-Streifen. Nichts Außergewöhnliches und nur für den Video-Markt. In die Kinos kamen die Streifen nicht.«

»Da Sie geschäftliche Beziehungen pflegten, können Sie uns auch sagen, wem die Firma gehört?«

»Das ist ein Pool, Inspektor. Einige Geldgeber sind daran beteiligt. Das Sagen hat ein Mann namens Roger Morton. Er ist so etwas wie ein Direktor.«

»Wo finden wir ihn?«

»Ich gebe Ihnen die Adresse.« Er hatte eine Karte griffbereit, die ich mir anschaute und einsteckte. Gardener hob die Schultern.

»Mehr kann ich für Sie nicht tun. Daß man Mayfair ermordet hat, ist mir ein Rätsel, wirklich. Es tut mir leid, aber wir sind für eine Mörderjagd nun mal nicht ausgerüstet.«

»Das kann ich Ihnen nachfühlen!« Da das Telefon klingelte, war es

für uns das Zeichen, zu gehen. Gardener sprach hastig in den Hörer und winkte uns knapp zu.

Draußen war es auch nicht viel wärmer. London lag eingepackt in einer widerlichen Schwüle. Im BMW ließ Suko die Türen offen, während ich mit dem Yard telefonierte und mich erkundigte, ob etwas über die Firma LVP vorlag.

Man bat mich um Geduld. Zehn lange Minuten später rief ich wieder an. Die Stimme des Kollegen klang bedauernd. »Sorry, John, aber es ist nichts Negatives bekannt. Die Firma ist ordentlich eingetragen worden, das ist alles.«

»Danke sehr.« Ich legte auf, und Suko schaute mich von der Seite her an.

»Wohin jetzt?«

»Nach Whitechapel, dort hat die Firma ihre Büros.«

»Nicht die Studios?«

»Keine Ahnung. Halten wir uns lieber an diesen Roger Morton. Ich werde mich zuvor erkundigen, ob er da ist.«

Er meldete sich nach meinem Anruf. Die Stimme klang bissig, überhaupt nicht verbindlich.

Ich sah ebenfalls keinen Grund, freundlich zu sein und erklärte ihm, daß er mit unserem Besuch zu rechnen habe.

»Meine Zeit ist…«

»Unsere auch, Mr. Morton, bis gleich.«

»Auf den bin ich gespannt«, sagte Suko, als wir uns langsam durch die Schwüle und den Londoner Verkehr quälten. Obwohl wir die Scheiben nach unten hatten fahren lassen, drang kaum ein kühler Luftzug in den Wagen. Im Innern zirkulierte ein warmer Schwall, der zudem noch nach Abgasen roch.

»Manager und Hektiker.«

Suko nickte. »Sowie Brüllaffe.«

»Wir beißen zurück.«

Der Weg führte uns am Tower vorbei, wo es kein Durchkommen gab. Da stauten sich die Busse, die Touristenströme ausspien. In der glühenden Hitze auf eine Besichtigung zu warten, ist nicht jedermanns Sache. Ich bedauerte die Menschen. Wenn ich das gewaltige Bauwerk besichtigen wollte, dann im November, wo auch die Atmosphäre noch stimmte.

In Whitechapel kamen wir besser voran, fanden sogar einen Parkplatz und suchten die angegebene Adresse.

Mit einem Studio hatten wir nicht gerechnet. Vor uns ragte ein sechsstöckiges Haus in die Höhe. Durchgestylt, Beton, Glas, Aluminium, natürlich eine Klimaanlage.

Der Portier trug eine Phantasieuniform und eine wichtige Miene zur Schau, als er nach unseren Wünschen fragte.

»Zu Mr. Morton, wir sind angemeldet.«
»Ich muß es nachprüfen, Sir.«
»Tun Sie das.«
Er bekam einen positiven Bescheid und bedeutete uns, ins dritte Stockwerk zu fahren.
Der Lift war ebenfalls gut gekühlt, man konnte sich nach der Hitze direkt wohl fühlen. Der dritte Stock wies das übliche Bild auf. Ein Vorflur mit Firmenschildern, dann der lange Gang, von dem die Türen abzweigten, die zu den einzelnen Büros führten.
Roger Morton ließ uns von einer Vorzimmerdame empfangen, einer hochbeinigen Brünetten im kurzen Rock und roter Bauschbluse, deren Material transparent war. Darunter trug sie nichts, was auch nicht unbedingt nötig war bei ihrem Busen.
Sie nahm eine schwarze Hornbrille ab, hauchte unsere Namen in die Sprechmuschel, nickte und deutete auf die Tür, die sich öffnete und zum Allerheiligsten führte.
Das bestand aus einem großen, weißen Schreibtisch mit farbigen Telefonen darauf, einer Sitzgruppe aus Leder und einem Mann, der aussah wie eine Kreuzung aus Stier und Mensch.
Kompakt, dunkelhaarig, mit mächtigen Händen. Er trug ein sandfarbenes Jackett und darunter ein helles, weitgeschnittenes Hemd.
Für seine Sattelnase und die großen Ohren konnte er ebensowenig etwas wie für die Halbglatze, aber seine Freundlichkeit ließ zu wünschen übrig. »Wenn Sie mir etwas anhängen wollen, sind Sie schief gewickelt, das will ich Ihnen sagen. Mein Anwalt wartet nur auf den Anruf.«
»Haben Sie ein schlechtes Gewissen, Mister…«
»Ich bin Roger Morton, Chairman der LVP.«
Auch wir sagten unsere Namen, und Morton wurde freundlicher.
Zusammen mit uns ließ er sich in einen Sessel der Sitzgruppe fallen.
»So, was verschafft mir die ungewöhnliche Ehre Ihres Besuchs.«
Ich zählte es an den Fingern ab. »Es geht um Ihren Film, um einen Truck, einen Toten und um einen brutalen Mörder. Reicht das für einen Besuch bei Ihnen aus?«
Morton blieb der Mund offenstehen. »Tatsächlich, das reicht aus.«
»Dann sind wir zufrieden«, meinte Suko und gab einen stichwortartigen Bericht.
Morton hörte zu. Zwischendurch schüttelte er den Kopf, lachte auch auf, zum Schluß hieb er mit der Faust auf den Schreibtisch.
»Was wollen Sie denn daraus konstruieren? In welch eine Falle soll ich gelockt werden, verdammt?«
»In keine.« Jetzt war ich an der Reihe. »Wir möchten nur einige Auskünfte von Ihnen.«

»Meinetwegen, fragen Sie.«

»Wir haben den Truck durchsucht, in dem die Kulissen abtransportiert wurden. In welchem Film haben Sie die Dinger eingesetzt?«

»Marylin und Maniac.«

»Hört sich stark an.«

»Der ist auch stark, eine alte Frankenstein-Geschichte. Monster dreht durch, killt, verliebt sich dann in eine heiße Sexy-Puppe, und es ist aus mit ihm.«

»Wie sah das Monster denn aus?« fragte Suko.

»Hm.« Morton überlegte, rief dann seine Vorzimmerperle an und bat um ein Plakat. Die Brünette brachte es. Sie lächelte stereotyp und erinnerte Ihren Chef an einen weiteren Termin.

Morton winkte ab. »Ja, ja, halten Sie den Kunden warm, Joan.«

»Natürlich.«

Morton hatte das Plakat auf den Glastisch gelegt, damit wir es uns anschauen konnten. Mit dem alten Frankenstein-Monster hatte das neue nichts mehr gemein, denn es bestand aus Metall. Zwischen den starren Fingern glomm eine Zigarre. Neben dem Monstrum stand ein Mädchen, das seine tolle Figur in ein enges Kleid gepackt hatte.

Der Gesichtsausdruck zeigte eine Mischung aus Naivität und Raffinesse, das war etwas, worauf die Männer flogen.

Das Monstrum hatte eine Pranke auf die Schulter der Schönen gelegt, es stand etwas hinter ihr und sah dabei so aus, als wollte es die Rotblonde mit den grünen Augen beschützen.

»Zufrieden?« fragte Morton.

»Halb.«

»Was ist denn noch, Mister Sinclair?« Er verdrehte die Augen.

Ich tippte auf den Maniac. »Ihn genau haben wir vermißt, Meister, als wir den Truck durchsuchten. Er hätte sich doch auch unter den Kulissen befinden müssen.«

»Klar.«

»Aber er war nicht vorhanden.«

Morton runzelte die Stirn. »Das kann ich nicht verstehen. Vielleicht ist er von einem Fan gestohlen worden. Wir erhoffen uns eine Menge Gewinn von diesem Streifen.«

»Welcher Fan?«

»Keine Ahnung.«

»Oder könnte es sein«, sagte Suko leise, jedoch unüberhörbar, »daß sich der Maniac selbständig gemacht hat. Der tote Trucker sah aus, als wäre er von einer Stahlpranke ermordet worden. Zudem war die hintere Ladetür des Wagens eingeschlagen.«

»Hä…« Morton war sprachlos geworden. »Haben Sie das wirklich so gemeint, wie Sie es sagten?« fragte er.

»Ja.«
»Können Sie Hitze vertragen?«
»Im allgemeinen recht gut«, erklärte ich. »Sie schlägt uns nicht auf den Geist.«
»Hören Sie mal, das Monstrum ist künstlich. Es wird elektronisch gesteuert, da haben wir richtige Entwicklungskosten hineingesteckt. Der Maniac kann nur leben, wenn er gelenkt wird.«
»Und wer ist sein Lenker?«
»Floyd Harris.«
»Kennen wir nicht«, sagte Suko.
»Maniacs Erfinder und unser Techniker. Ein Tüftler, ein Bastler. Ich habe ihn aus Hollywood abgeworben, hat mich eine Menge Geld gekostet, aber das bringt er wieder rein.«
»Gut«, sagte ich. »Kommen wir noch einmal auf die Fuhre zu sprechen. Wo sollte die Ladung hingebracht werden?«
»Wo alle Kulissen stehen. In unserem Lager am Hafen. Die Dinger müssen überholt werden, denn wir wollen so rasch wie möglich mit dem Drehen der Fortsetzung beginnen.«
»Dann ist das Monstrum im Film nicht gestorben?«
»Nicht direkt. Es kann immer wieder aus dem Sumpf zurückkehren. Sie wissen ja, der alte Trick.«
»Klar.« Ich kam auf die Schauspielerin zu sprechen. »Wie heißt denn das Mädchen außer Marylin noch?«
Morton verzog das Gesicht zu einem Grinsen. »Marylin heißt sie wirklich, nur der Hausname paßt nicht so recht. Krovaczy. Sie kommt aus Polen oder Rumänien, vielmehr ihre Eltern stammen dorther. Wir haben sie den Hausnamen vergessen lassen. Unter Marylin werden wir die Kleine sponsern und sie groß rausbringen.«
»Die verliebt sich im Film in das Monster?«
»Das sagte ich schon, Mr. Sinclair.«
Ich beugte mich vor. »Sie wissen nicht, worauf ich hinauswill, Mr. Morton. Könnte sich die gute Marylin auch in der Realität in den Maniac verliebt haben?«
»Das ist blöde, ist das.« Er lächelte dröhnend. »Hören Sie mal, die kann an jedem Finger zehn Kerle haben. Wer so aussieht, um den reißen sich die Burschen. Man kann ihr vieles nachsagen, aber pervers ist sie nicht. Außerdem ist so etwas nicht möglich.«
»Das würde ich nicht so einfach behaupten. Manchmal gibt es Dinge, da reicht nicht einmal mehr ein Kopfschütteln.«
»Was vermuten Sie?« fragte Morton. »Werden Sie mal konkret! Ich kann Ihnen auch nicht ewig zuhören.«
»Gern.« Suko gab die Antwort. »Wir vermuten, daß dieses Monstrum ausgebrochen ist und möglicherweise der lieben Marylin einen Besuch abgestattet hat.«

»Ach ja?«

»Nicht mehr und nicht weniger. Zudem haben wir eine Zeugin, die den Maniac gut beschrieben hat.« Er winkte ab. »Eine Nutte, Mann.«

»Die oft besser beobachten als manche anderen. Sie sollten nicht zu arrogant sein, Mr. Morton.«

Er achtete nicht auf Sukos Einwand und legte eine Hand auf den Hörer des weißen Telefons. »Soll ich Marylin anrufen?«

Wir hatten nichts dagegen.

Eine Minute später fluchte Morton, weil er keine Verbindung bekommen hatte. »Das hätte ich mir denken können, die ist nicht zu Hause. Ich versuche es bei Willy Style.«

»Wer ist das?«

»Ihr Agent.«

Dort bekam er Anschluß. Allerdings konnte er nicht mit Style sprechen, nur mit seiner Vorzimmerkraft. Style selbst war verschwunden oder noch nicht ins Büro gekommen. »Da haben wir eben Pech gehabt«, sagte er und runzelte die Stirn.

»Wirklich Pech?« fragte ich.

Er starrte mich an. »Wieso? Sehen Sie Zusammenhänge?«

»Das könnte möglich sein. Wir wissen nur, daß hier ein Verbrechen geschehen ist und daß als Täter höchstwahrscheinlich ein Monstrum in Frage kommt, das es eigentlich nicht geben darf, welches aber trotzdem existiert. Wir müssen Ihren Maniac finden. Er hat sich selbständig gemacht, er irrt durch London oder versteckt sich irgendwo.«

Morton glaubte uns nicht. »Gesetzt den Fall«, flüsterte er, »Sie haben recht. Wo könnte er sich dann verborgen halten?«

»Im Film war Marylin die Bezugsperson.«

Morton lachte. »Meinen Sie wirklich, er sitzt in ihrer Wohnung und hält Händchen?«

»Das meine ich.«

»So einen Unsinn habe ich noch nie gehört. Ich hatte bisher keine hohe Meinung von unserer Polizei, aber jetzt ist sie noch etwas tiefer gesunken.«

»Das bleibt Ihnen überlassen, wie Sie über uns denken, Mr. Morton. Wir müssen einen Mörder finden.«

Er winkte ab. »Ja, suchen Sie, bis Sie schwarz werden, aber nicht bei mir.«

Wir erhoben uns gleichzeitig. »Es kann trotzdem sein, daß wir uns noch einmal begegnen«, sagte ich zum Abschied. »Ich hoffe, daß es uns dann allen so gut ergeht wie jetzt.«

»Ja, ja, schon gut.« Er winkte ab.

Im Prinzip konnte ich ihm nicht einmal einen Vorwurf machen.

Wenn mir jemand so etwas erzählt hätte, dann hätte ich ihn auch nur

groß angestarrt. Mir gefiel nur seine arrogante Art nicht.

Er wollte uns rasch loswerden, überholte uns, öffnete die Tür und hielt sie auf. »Wissen Sie, so rasch möchte ich Sie nicht wiedersehen. Ich muß Filme machen, kann mir keine Flops erlauben und stehe unter einem dementsprechenden Druck.«

»Unter dem leiden wir alle.«

»Sie als Beamte?«

Ich blieb vor ihm stehen. »Es gibt auch andere und nicht nur die Sesselfurzer.«

Morton lachte. »Stark – endlich mal einer mit Humor. Nicht wahr, Joan, hast du das gehört?«

Joan gab keine Antwort. Das konnte sie auch nicht, denn sie lag regungslos auf dem Boden. Wir sahen von ihr nur die beiden Füße, die hinter ihrem Schreibtisch hervorragten…

***

Roger Morton war nicht so flink. Wir begriffen schneller und eilten durch das Sekretariat. Zugleich blieben Suko und ich neben der jungen Frau stehen.

Wir erwarteten den ähnlich schlimmen Anblick wie bei dem Trucker, der blieb uns zum Glück erspart. Joan lebte, sie war nur bewußtlos geworden.

Morton kam schnaufend näher. »Umgekippt«, sagte er. »Verdammt, die ist einfach umgekippt. Dabei ist die Bude hier klimatisiert. Da soll man aus den Weibern noch schlau werden.«

Er wollte sie in die Höhe heben, ich aber winkte ab, denn ich hatte etwas entdeckt, das aus ihrer rechten Faust hervorschaute. Ein Fetzen Papier.

Vielleicht eine Nachricht? Ich zupfte ihn vorsichtig zwischen den Fingern hervor und glättete ihn.

»Ja, es war eine Botschaft«, die ich halblaut vorlas. »Wir holen euch der Reihe nach…«

Morton stierte uns an, schüttelte den Kopf und flüsterte: »Lassen Sie mal sehen.«

Ich gab ihm den Zettel. Er las, nickte, fluchte leise und nickte wieder, während sich Suko um die Frau kümmerte. Er hatte Wasser geholt. In ihrer Handtasche fand er noch ein starkes Parfüm.

»Ist was, Mr. Morton?«

Der Produzent starrte mich an. »Und ob etwas ist«, erklärte er.

»Sogar eine ganze Menge. Ich glaube, ich kenne die Schrift. Die ist noch ziemlich kindlich, aber unverwechselbar.«

»Wer, Mr. Morton?«

»Marylin. Ja, Marylin hat die Nachricht geschrieben. Sie muß hier gewesen sein.«

»Das werden wir von Joan erfahren«, sagte Suko. Die Frau öffnete die Augen. Ihre Brille hatte sie verloren, Suko reichte sie ihr, sie setzte sie auf und bekam einen starr-staunenden Blick, als sie uns entdeckte.

»Was… was ist geschehen?« hauchte sie.

»Das wollen wir von Ihnen wissen, Joan«, sagte ich. »An was erinnern Sie sich?«

»War Marylin hier?« fragte Morton.

»Ja, ich glaube.«

»Wieso?« Morton schüttelte unwillig den Kopf. »So etwas müssen Sie doch gemerkt haben.«

»Schon, Mr. Morton. Die Tür ging auf, ich spürte es am Luftzug und roch auch Marylins Parfüm. Dann zischte etwas, ich wurde am Hals getroffen und merkte nichts mehr.«

Morton riß den Hörer an sich. Er wählte die Nummer des Portiers und fragte nach Marylin. Als er auflegte, konnte er nur nicken. »Ja, verdammt, sie war hier. Sie hat ja freien Zutritt, weil sie bekannt ist. Ach du Scheiße.«

»Danach scheinen wir mit unserer Theorie nicht so daneben zu liegen«, sagte Suko.

Morton schlug die Hände zusammen. »Hören Sie, ich habe die Botschaft auch gelesen. Was soll das bedeuten?«

»Das war eine Drohung.«

»Klar, weiß ich auch. Gegen wen?«

»Möglicherweise gegen Sie?«

Morton ging einen Schritt zurück. »Wieso? Was habe ich denn getan, verdammt?«

»Keine Ahnung, Mr. Morton, aber dieser Maniac scheint allmählich durchzudrehen.«

»Ja«, keuchte er, »das Gefühl habe ich auch. Ich werde Floyd Harris anrufen. Er muß ihn stoppen, der ist ihm außer Kontrolle geraten, denke ich mir.«

»Es kann auch sein, daß er sich nicht mehr unter seiner Kontrolle befindet.«

Roger Morton wollte protestieren, ließ es bleiben und drehte sich um. Er ging zurück in sein Büro. Mit einer Flasche Whisky und mehreren Gläsern kam er wieder. »Jetzt muß ich erst mal einen Schluck haben, Sie auch?«

Wir winkten ab. »Nicht bei diesem Wetter.«

Joan konnte einen Schluck vertragen. Sie kippte das Zeug ebenso wie ihr Chef. Beide starrten in die leeren Gläser. Wir wollten nicht länger herumstehen. »Mr. Morton«, sagte ich. »Sie erzählten uns vorhin, daß der Truck die Kulissen zu einer Lagerhalle bringen wollte. Wo finden wir sie?«

»Am Hafen.«

»Genau, bitte.«
»Meinen Sie denn, daß der Maniac sich dort versteckt hält?«
»Das ist eine Möglichkeit. Außerdem sollten wir die Drohung nicht auf die leichte Schulter nehmen. Ich will von Ihnen wissen, wer alles am Entstehen des Films beteiligt war. Alle Namen, zumindest die wichtigsten, wie die der Schauspieler und des Stabs.«
»Wann wollen Sie die Liste…?«
»Jetzt.«
Morton warf einen Blick auf Joan und sah ein, daß sie nicht in der Lage war, den Auftrag zu erfüllen. »Okay, dann mache ich es eben selbst, verflucht!«
Suko blickte mich skeptisch an. »Sollen wir wirklich solange warten oder schon losfahren?«
Ich ging zu Morton. »Wie lange kann es dauern?«
»Eine halbe Stunde.«
»Die Zeit können wir uns nicht nehmen.«
Er schaute aus seiner gebückten Haltung hoch. »Wieso denn nicht?«
»Ganz einfach, Mr. Morton, weil wir einen Maniac jagen und uns das Lagerhaus ansehen wollen.«
»Meinetwegen.«
»Ich rufe Sie wegen der Liste an, Mr. Morton. Und noch eins. Unternehmen Sie nichts auf eigene Faust, so etwas könnte ins Auge gehen.«
Suko sprach mit der langbeinigen Brünette, der es mittlerweile wieder besser ging. Sie fühlte sich auch in der Lage, Ihrem Chef behilflich zu sein.
Zwischen Sukos Daumen und Zeigefinger schaute etwas hervor.
»Da, John, das ist sie, die Nadel, die ich gefunden habe. Sie hat getroffen und ist dann abgeprallt.«
»Das muß Gift gewesen sein«, flüsterte Joan. »Bestimmt Gift.« Sie schlug sich gegen die Stirn. »Himmel, in welch einer schrecklichen Welt leben wir eigentlich?«
Suko mußte lachen. »Daß Sie so etwas gerade sagen müssen, wo Sie in einer Firma arbeiten, die aus den Schlechtigkeiten noch Kapital schlägt.«
»Aber das ist doch Film.«
»Stimmt. Nur ist die Wirklichkeit manchmal schlimmer. Viel schlimmer sogar.«
Suko verließ das Büro. Ich hatte auf dem Gang gewartet. »Marylin und Maniac«, sagte ich leise. »Ich möchte die beiden doch zu gern kennenlernen.«
»Frag mich mal, Alter…«

***

Die erste Kurve war immer die widerlichste!

Sie schloß sich nahtlos an die Gerade an, sah so harmlos aus, begann weit gezogen, wurde dann enger, um in einem sehr gefährlichen Winkel zu enden, wo schon zahlreiche Fahrer ihr Können und ihr Tempo überschätzt hatten.

Da waren die Karts umgekippt oder in die Heuballen gejagt. Wer diese Strecke zum erstenmal fuhr, einen Unfall erlitt, war später vorsichtiger. Dabei dauerte es noch immer sehr lange, bis die Fahrer die Ideallinie gefunden hatten, um die Kurve richtig und auch bei ziemlich hohem Tempo zu nehmen.

Floyd Harris gehörte zu den Leuten, die schon einige Male hatten Lehrgeld zahlen müssen. Da er auf eine gewisse Art und Weise besessen war und Karts zu seinen liebsten Hobbys zählten, hatte er nicht aufgegeben und sich angestrengt, einer der besten zu werden, die je auf dieser Bahn gefahren waren.

Harris hatte es geschafft. Zwar hielt er noch nicht den Bahnrekord, der lag vier Sekunden unter dein seinen, doch er war davon überzeugt, es schaffen zu können.

Bewußt hatte er sich diesen herrlichen Sommertag ausgesucht. Er fühlte sich gut drauf, und das schwüle Wetter machte ihm auch nichts. Noch einen dritten Vorteil gab es. Auf der Bahn herrschte so gut wie kein Betrieb, die meisten kamen sowieso am Wochenende, um die Runden zu drehen. Betrieben wurde die Bahn von einer Familie Dorset. Ken, der Vater, kümmerte sich um die Wagen, er hielt sie instand, er pflegte sie und schaffte auch mal neue an. Bei ihm konnte man sich die Helme leihen und immer wieder fachsimpeln.

Zur Seite stand ihm Waldo, der 22jährige Sohn, ein gelernter Tischler und Zimmermann. Der hatte es tatsächlich geschafft, mit Hilfe einiger Freunde und Kollegen eine kleine überdachte Tribüne zu bauen und die Strecke so auch für die Zuschauer interessant zu machen.

Die Tribüne befand sich am Ziel, während die Startposition weiter vorn lag.

Das Gelände war künstlich angeschüttet und hügelig gestaltet worden. Buschgruppen wuchsen auf den Kuppen, und in den flachen Mulden wurde der Rasen stets frisch gemäht.

Darum kümmerte sich Waldo ebenfalls, während seine Mutter das zwischen Tribüne und Werkstatt liegende kleine Restaurant betreute, wo sie Getränke und kleine Speisen verkaufte.

An diesem Tag, so schön er auch war, erwartete sie kein Geschäft.

Zugesagt hatte nur Floyd Harris. Es konnte sein, daß am Nachmittag oder frühen Abend noch Fahrer eintrafen, aber der Mittag gehörte Floyd und natürlich die freie Bahn.

Ken Dorset grinste ihn an, bevor er nickte. »Du siehst heute aus, als wolltest du Rekorde brechen.«

»Ich fühle mich auch so.«

Der grauhaarige Ken hob seinen ölverschmierten rechten Daumen.

»Ich drücke dir die Daumen, Junge.«

»Danke.« Floyd Harris war der Typ Sonnyboy und auch irgendwie altерslos. Man konnte ihn für zwanzig halten, auch für dreißig.

Das blonde Haar hatte er sich nicht stutzen lassen. Es wuchs so lang wie früher. Wenn er fuhr und es unter seinem Helm verbarg, mußte er zuvor ein Stirnband umbinden.

Natürlich besaß er seinen eigenen Helm. Knallgelb und an den Seiten mit schwarzen Rallyestreifen versehen. Er setzte den Helm auf.

Auch das Sichtvisier wollte er schließen, in dieser Jahreszeit flogen einfach zu viele Pollen durch die Luft.

Ken schaute zu, wie Floyd den Riemen unter dem Kinn festschnallte. »Aufgetankt ist dein Geschoß. Du brauchst dich nur hineinzusetzen und zu starten.« Er mußte laut sprechen, damit er auch verstanden wurde.

»Mach' ich glatt.« Floyd hob die Hand und winkte auch Waldo zu, der am Gestänge der großen Startuhr lehnte, die wie von einem Galgen abgehend über der Strecke nahe der Tribüne schwebte.

Waldo war ein schlacksiger Jeanstyp mit dunklen Haaren. Wer ihn so anschaute, konnte nicht erkennen, welch eine Energie in dem jungen Mann steckte.

In seiner Lederkluft und etwas steifbeinig wie immer, ging Floyd Harris zu seinem Car. Dorset hatte es bereits günstig auf die Bahn geschoben und dabei fast bis an die weiße Startlinie herangerollt.

Der Fahrer brauchte nur einzusteigen und Gas zu geben.

Alles ganz einfach…

Erst als Floyd in seinem Car saß, fühlte er sich wohl. Er streckte die Beine aus, berührte rechts und links die beiden Pedale, einmal für Gas, einmal die Bremse und drückte sich weit in den Sitz zurück, den er ausgepolstert hatte, weil die Stöße hart waren und er seine Wirbelsäule zu sehr liebte.

Die Dorsets würden die Zeit nehmen. Nicht nur die Bahnuhr lief, beide, Vater und Sohn, waren mit den entsprechenden Stoppuhren ausgerüstet, die auch Zehntelsekunden anzeigten.

»Fertig?« rief Ken Dorset. Er hatte bereits die rechte Hand gehoben, in der er die Starterflagge hielt.

Harris nickte.

Ken verließ seinen Platz und schaltete hinter dem Rücken des Fahrers den Motor an.

Floyd spielte mit dem Gas. Er ließ den Motor einige Male aufbrummen, den Sound liebte er. Aus dem Auspuff quollen blaugraue Wolken und verteilten sich über dem Asphalt.

Sehr langsam rollte der Wagen bis an die Startlinie heran. Ken hielt

die Flagge hoch. Die beiden Männer kannten sich. Wenn Dorset nickte, wußte Harris, daß er starten konnte, denn im gleichen Augenblick sank auch die Flagge.

So war es auch jetzt.

Floyd Harris fuhr an. Er konnte es, denn es war immer wichtig, wie jemand startete.

Hinein in die Gerade, Tempo erhöhen, aber schon tauchte die gefährliche Rechtskurve auf. Etwas nur vom Gas, die Ideallinie finden, sich gegen die Fliehkräfte stemmen, nur nicht kippen oder rutschen, auch nicht aus der Spur kommen, das kostete wertvolle Zeit.

Er spürte den Wind. Warm blies er Floyd ins Gesicht. Das kleine Lenkrad hielt er mit beiden Händen. Zudem trug er Handschuhe, der Schweiß hätte die Haut sonst zu glatt gemacht.

In die Kurve rein – und…

Floyd lachte plötzlich auf. Er spürte es, daß er an diesem Tag einen neuen Rundenrekord schaffen konnte, denn er hatte die Ideallinie tatsächlich erreicht und das bei einer gerade noch zu vertretenden Geschwindigkeit.

Das Go-Kart rutschte nicht weg. Die Reifen schienen sich am Belag festsaugen zu wollen, dann war die Kurve geschafft.

Gas!

Der kleine Wagen schien abheben zu wollen, so sehr ruckte er plötzlich an. Hinein in die Steigung, an deren Ende sich eine gut ausgearbeitete Linkskurve befand.

Floyd grinste unter dem Sichtschutz. Was hinter ihm lag, war schon super gewesen, so gut hatte er die Kurve seines Wissens noch nie zuvor genommen.

Auf der Steigung verlor er an Tempo, das konnte er später wieder ausgleichen. Rechts vor im wuchs ein Hang hoch. Er endete an der Rückseite des kleinen Restaurants. Hinter einer der drei Fensterscheiben erkannte er Lizzy Dorset. Kens Frau winkte ihm mit beiden Armen zu, auch sie gönnte ihm den Rundenrekord. Lizzy stand voll hinter ihren Männern. Sie liebte den Sport ebenfalls und sorgte zudem als guter Geist dafür, daß es genug zu essen und zu trinken gab.

Die nächste Kurve erschien. Sie sah aus wie ein großer, grauer, gekrümmter Wurm. Sehr gut einzufahren, bog sie sich nach links. Da er von einer kleinen Steigung kam, konnte er das Tempo sogar noch erhöhen. Bei dieser Krümmung fand er die Ideallinie sofort, schoß aus ihr hervor und hinein in die nächste Gerade. Hier konnte er noch einmal Tempo machen, vor der nächsten S-Kurve, die gleichzeitig über eine Steigung führte, denn das normale Niveau mußte wieder erreicht werden.

Er drückte aufs Tempo. Floyd hatte das Gefühl, Qualm zu riechen, als

würden die Reifen rauchen. Er holte alles aus dem kleinen Wagen heraus, was herauszuholen war.

Nach der Kurve zog sich wieder die Gerade hin. Danach führte die Bahn in einer Schlangenlinie weiter und endete in der Zielgerade.

Für Floyd kein Thema. Er gab nicht einmal Tempo, schaffte es und sah Ken Dorset, der gleichzeitig beide Arme zur Seite schwenkte.

Ein Zeichen, daß Floyd Harris es nicht geschafft hatte.

Viel konnte nicht fehlen, er war deprimiert, wollte an die Boxen heran, wo Waldo ihm mit hochgerecktem Daumen entgegengelaufen kam. »Noch eine Sekunde fehlte dir, verdammt.«

»Tatsächlich?«

»Ja, nur eine.«

»Machst du weiter?« fragte Ken.

Floyd überlegte keine Sekunde. »Klar, ich versuche es noch einmal. Vielleicht kann ich in der ersten Kurve noch schneller sein.« Er streichelte seinen Kart. »Du bist ein braver Wagen und wirst es schon schaffen.«

Lizzy Dorset kam herbei. Sie trug Jeans und ein weißes Flatterhemd aus Frotteestoff. »Ich glaube, wir haben ungebetenen Besuch bekommen«, meldete sie aufgeregt.

»Hä?« Ihr Mann schüttelte den Kopf.

»Ich habe aus dem Fenster geschaut und einen über die Bahn laufen sehen.«

»Du auch, Floyd?«

»Nein, überhaupt nicht. Ich sah nur, daß Lizzy am Fenster stand und winkte.«

»Hast du ihn erkennen können?« wollte ihr Sohn wissen.

»Leider nicht. Irgendwie sah er komisch aus. Jedenfalls schien er seltsam angezogen zu sein.«

Waldo grinste. »Das macht die Hitze, Mutter, du mußt dich erst noch an sie gewöhnen.«

»Scheint mir auch so.«

»Also, ich will noch mal fahren!« erklärte Floyd Harris. Er schlug mit den Fäusten auf das Lenkrad. »Ich habe einfach das Gefühl, daß ich es packen kann. Ich bin heute gut drauf.«

»Dann zisch ab!«

Ken grinste dem Fahrer zu. Er freute sich, daß Floyd diese Rennleidenschaft besaß. Man mußte schon besessen sein, um diese Dinge durchzuziehen.

Floyd fuhr wieder auf die gleiche Position. Er konzentrierte sich voll auf die vor ihm liegende Fahrt und dachte besonders intensiv an die erste Rechtskurve.

Wenn er die richtig packte, noch eine Idee besser als beim ersten Versuch, mußte es einfach gelingen.

Fünf Sekunden später rauschte er über die Startlinie. Der kleine Wagen dröhnte weg. Er war schnell, und er gewann noch mehr an Tempo, als Floyd den Berg hinabfuhr. Schon jetzt, dicht vor dem Einfahren in die Kurve, merkte er die Fliehkräfte, die ihn nach außen zogen. Doch er gab nicht auf.

Keine Verringerung des Tempos, nur weiterfahren.

Er gab Stoff, in die Kurve hinein, wurde noch schneller, lachte – und erstarrte, als hätte man ihn blitzschnell vereist. Er vergaß das Lenken, er vergaß das Spiel mit Gas und Bremse, er kam aus der Kurve und fuhr geradeaus.

Damit hatte die Gestalt nicht gerechnet, die so plötzlich wie aus dem Nichts erschienen war.

Floyd kannte das Monster. Es war der Maniac gewesen, und den hatte er erfunden…

***

Erklären konnte er es sich nicht. Sein Gehirn war gleichzeitig gefüllt und trotzdem leer. Er hielt das kleine Lenkrad fest und raste schräg auf eine grüne Rasenfläche zu, die einen Verbindungsteppich zwischen zwei Bahnen herstellte.

Die Reifen wühlten das Gras auf, sie hinterließen breite Streifen, wie eingefurcht.

Er bremste, der Wagen rutschte etwas, und Floyd spürte eine unbestimmte Furcht im Nacken.

Die Bahn selbst lag auf einem Hang, der zudem befestigt und angeschüttet worden war. Als seitliche Befestigung diente eine Betonmauer. Vor ihr befand sich ein Platz, auf dem die Parktaschen mit weißen Strichen markiert worden waren.

Endlich stand er Wagen. Floyd stemmte sich hoch, kletterte hinaus und drehte sich um.

Der Maniac kam.

Er bewegte sich kraftvoll auf seinen Erfinder zu. Mit raumgreifenden, weit angesetzten Schritten. Ein lebendes Blechmonster, eines, das Floyd sich ausgedacht hatte, das er leben lassen und abstellen konnte. Eigentlich hätte es abgestellt sein müssen, doch es lebte. Das Monstrum bewegte sich so wie im Film.

Wieso? Weshalb? Wie war das möglich?

Floyd dachte darüber nach, nur führte er den Gedanken nicht mehr weiter, denn er mußte sich etwas einfallen lassen. In wenigen Sekunden würde ihn das Monstrum erreicht haben. Er kam sich vor wie der Zauberlehrling, der seine gerufenen Geister nicht mehr loswurde.

Floyd rannte weg. Er floh vor seiner eigenen Schöpfung, hörte hinter sich ein Krachen und warf einen Blick zurück.

Der Maniac hatte nicht mehr auf den kleinen Wagen geachtet. Er war darüber gestolpert, bückte sich jetzt und riß ihn hoch. Es gelang ihm so leicht und lässig, als wäre er nur aus Pappe.

Dann warf er ihn.

Floyd Harris beglückwünschte sich dazu, sich umgeschaut zu haben. So konnte er dem Wurfgeschoß gerade noch rechtzeitig ausweichen. Sein Fahrzeug wirbelte an ihm vorbei, es besaß noch immer Schwung und krachte in die Reihe der Büsche hinein, die die Abgrenzung des großen Grundstücks markierte. Das war nicht alles.

Durch den eigenen Schwung getragen, wirbelte es noch weiter, übersprang die Mauer und prallte dort zu Boden, wo sich der Parkplatz befand.

Das sah Floyd nicht. Ihm kam es darauf an, so schnell wie möglich zu verschwinden.

Er rannte los und schlug einen weiten Bogen, was dem Maniac nicht gefiel.

Er wollte abkürzen.

Innerhalb von Sekunden verkürzte sich die Distanz. Floyd blieb nichts anderes übrig, als zu schreien, vielleicht konnten ihm die anderen helfen. Er war tatsächlich schneller. Bevor ihn der Maniac auf der Bahn erwischen konnte, hatte er bereits den Hang erreicht und rannte ihn hoch. Der Weg führte ihn zur Rückseite der kleinen Kneipe, wo die Hintertür aufgezogen wurde und Lizzy erschien.

Sie sah den rennenden und winkenden Floyd, der seinen Oberkörper stark nach vorn gedrückt hatte, um das Gleichgewicht halten zu können. Außer Atem erreichte er Lizzy, die ihn angstvoll anstarrte.

»Wo sind die Männer?«

»Draußen.«

»Wir müssen uns bewaffnen.«

»Gegen wen?«

»Der Maniac ist da.«

Lizzy Dorset verstand nichts. Sie stellte auch keine weitere Frage und schaute zu, wie Floyd durch das Lokal nach draußen lief, wo er Vater und Sohn fand.

Die beiden bekamen staunende Augen. Bevor sie eine Frage stellen konnten, schrie der Fahrer sie an. »Was ist? Wo habt ihr Waffen?«

»Wie – Waffen?«

»Kanonen, Knarren, was weiß ich.«

»Haben wir nicht.« Ken schüttelte den Kopf.

»Gegen wen denn?« fragte Waldo.

»Der Maniac ist da.«

»Wer?«

Floyd winkte ab. »Ach, vergeßt es. Der Maniac ist ein Monster. Ich habe es erfunden, es lebt, es will mich holen, es hat mich auf der Bahn

gestoppt. Es besteht aus Blech, in seinem Innern muß sich ein Teufel befinden.«

»Und weiter?«

»Reicht das nicht?«

Ken dachte praktischer. »Ich könnte die großen Schraubenzieher hervorholen, auch einen Vorschlaghammer.«

Floyd nickte. »Ja, das ist gut. Tu es, beeil dich, Ken, sonst ergeht es uns schlecht.«

Waldo lief mit seinem Vater in die Werkstatt. Auch Floyd ging vor, schaute sich dabei aber um, ob er nicht verfolgt wurde.

Das war nicht der Fall. Noch ließ sich das von ihm konstruierte Monstrum nicht blicken.

Er atmete tief durch. Wie das alles heute hatte zustande kommen können, wußte er nicht. Er hatte einfach keine Erklärung für diesen Schrecken. Ihm war nur klar, daß der Maniac außer Kontrolle geraten war und nun ein teuflisches Eigenleben führte. Floyd bewegte sich auf die Werkstatt zu. Deren Tür stand offen. Aus dem Innern hörte er die Stimmen der beiden Dorsets. Sie redeten laut miteinander und wollten nicht glauben, was ihnen Harris gesagt hatte. Besonders Waldo nicht.

»Der hat doch einen Koller bekommen.«

»Habe ich nicht.«

Waldo drehte sich erschreckt um, als er Floyds Stimme hörte.

»Sorry, aber ich kann nicht anders.«

Floyd ging tiefer in den Raum. »Du wirst ihn sehen, den verfluchten Maniac. Hier ist ein Alptraum wahr geworden, das kann ich dir versprechen. Das Grauen hat uns voll und ganz erwischt. Was habt ihr für Waffen, Freunde?«

Es lagen lange Schraubenschlüssel und auch Hämmer bereit. Ken hatte sich für einen der Schraubenschlüssel entschieden, Waldo nahm einen Hammer, und Floyd bewaffnete sich ebenfalls damit.

Zwei Vorschlaghämmer, mit denen man schon einiges zertrümmern konnte. Ken war auch guten Mutes. »Laß den Hundesohn nur kommen, den zertrümmern wir zu einer Blechbüchse, das schwöre ich dir.«

»So einfach ist das nicht.«

»Der wird doch ferngelenkt – oder? Da erlaubt sich einer einen Scherz mit uns.«

Floyds Gesichtsausdruck wurde abweisend. »Ken, du kennst mich. Du weißt, daß ich Techniker bin. Ich habe nie an irgendwelches komisches Zeug geglaubt, aber das hier ist etwas anderes. Da hat jemand mitgemischt, für den ich keine Erklärung habe. Seid vorsichtig, gebt acht, paßt höllisch auf und…«

Er stoppte mitten im Satz. Auch Vater und Sohn gaben keinen Kommentar mehr.

Denn alle drei hatten den spitzen, schrillen Schrei gehört.
»Mein Gott, das war Mutter!« ächzte Waldo…

***

Mit einer Fahrt quer durch London hatten wir nicht rechnen können, aber wir mußten mit Harris reden, und der, so hatte man uns erklärt, war nicht in der Lagerhalle anzutreffen gewesen. Er hatte zu einer Kart-Bahn fahren wollen, um dort zu trainieren.

Daß es diese Kurse gab, war mir zwar bekannt, allein, ich hatte ihnen noch keinen Besuch bisher abgestattet. Sie lag in einem waldreichen Gebiet im Südwesten, nicht einmal weit von Wimbledon entfernt, wo es in zwei Tagen wieder zur Sache gehen würde.

»Wäre das nicht etwas für dich?« erkundigte ich mich bei Suko.

»Mit dem BMW über die Bahn?«

Er schaute mich fast strafend an. »Du machst dir vielleicht Vorstellungen.«

»War auch nur eine Idee.«

»Behalte sie lieber für dich.«

Wir schlängelten uns durch eine ziemlich unbekannte Gegend. Ich mußte sogar auf der Karte nachschauen.

Daß man einen derartigen Rundkurs nicht mitten in einen Ort baute, war klar. Allein der Krach der kleinen Flitzer hätte die Bewohner zu permanenten Protesten animiert, also legte man die Strecken außerhalb an. Das Wetter war wieder schlimm. Durch die grünen Dächer der Bäume schimmerte eine fahle, schon widerliche Sonne. Es war kein schöner Sommertag. In der Nacht hatte es noch geregnet, es war wieder ungemein schwül geworden, da strengte schon das heftige Bewegen eines Armes an und ließ Schweiß ausbrechen.

Schwere Gewitter waren vorausgesagt worden, noch spürten wir davon nichts. Die Sonne stand wie ein zerfasertes Ei innerhalb des Dunstes am Himmel.

Ich brauchte nicht zu fahren und konnte mich auf Hinweisschilder konzentrieren. Bestimmt existierte so etwas. Das Schild entdeckte ich an einer Kreuzung.

»Nach rechts, Suko.«

»Schon gesehen.«

Von nun an war es leicht. Der Weg ging über eine Serpentine, die nicht allzu steil in die Höhe führte. Noch nahm uns zitterndes Buschwerk die Sicht, auch Bäume wuchsen darüber hinweg.

Beides verschwand. Im glasig wirkenden Schein der stechenden Sonne lag die graue Fläche eines Parkplatzes, der vor einer Mauer endete, die einen Hang stützte. Vor ihr waren Parktaschen eingezeichnet. Dort standen drei Fahrzeuge, die uns nicht interessierten, weil unsere Aufmerksamkeit einem vierten galt.

Es war ein Kart!

Nur stand es nicht auf seinen vier Rädern, sondern lag auf der Seite, als wäre es weggeschleudert worden. Suko hielt in seiner Nähe an. Ich hatte den Gurt bereits gelöst und war schnell aus dem Wagen. Der kleine Wagen lag auf der Seite, ziemlich verbogen und verknickt. Fahrtüchtig war der nicht mehr.

Suko schaute den Hang hoch. Oben sahen wir die Rückseiten der barackenähnlichen Häuser, die an einer Seite den Rundkurs flankierten. »Wer schmeißt denn hier mit Karts?« fragte ich.

Suko hob die Schultern. »Ich habe auch noch nicht gehört, daß sie im Sommer besonders tief fliegen.«

»Dazu braucht man Kraft.«

»Genau, John.« Er schaute mich an. »Kraft, die auch ein gewisser Maniac haben könnte.«

Das genau war es, das hüpfende Komma oder der springende Punkt. Wir blickten noch einmal den mit Büschen bewachsenen Hang hoch und entdeckten auch die Bresche, die der Wagen in das Buschwerk geschlagen hatte.

Da es still war, konnten wir uns auf die Geräusche in der Umgebung konzentrieren, hörten nicht nur das Splittern einer Scheibe, sondern auch einen schrill klingenden Fluch.

Eines stand fest.

Für uns gab es Arbeit!

***

Ken war am schnellsten aus der Werkstatt gehuscht. Floyd folgte ihm; den Schluß machte Waldo mit seinem Schraubenzieher.

»Lizzy!« Kens Stimme überschlug sich, als er nach seiner Frau schrie, die nicht zu sehen war.

»Im Imbiß!« keuchte Floyd, »das ist im Imbiß gewesen. Dort hat sie geschrien.«

Die Tür des kleinen Restaurants flog auf. Lizzy folgte ihr. Sie fiel mehr, als daß sie ging, rutschte aus, und wurde von der Leitplanke gestoppt.

Ken, der an der Spitze lief, erlebte alles wie im Zeitlupentempo. Er sah das schmerzverzerrte Gesicht seiner Frau und die weit geöffneten Augen. Sie drehte den Kopf, bat um Hilfe, die sie auch bitter benötigte, denn der Maniac erschien.

Er hatte Mühe, seinen Blechkörper durch die Tür zu zwängen.

Plötzlich aber war er draußen, hörte Ken schreien und drehte sich.

Der Mann schwang seinen Vorschlaghammer, während Lizzy über die Planke hinwegkroch und auf allen vieren weiterlief.

Ken schlug zu. Er rechnete damit, den Maniac zertrümmern zu können. Hinter ihm standen Floyd und Waldo, sie schauten zu und

hörten es krachen.

Der Treffer hatte den Maniac durchgeschüttelt, aber nicht zerstören können.

Das dünne Blech hielt sogar dem Schlag stand, es bekam nicht einmal tiefe Beulen, und Ken wurde von der eigenen Wucht nach vorn geschleudert, worauf der Maniac nur gewartet hatte, sich bückte und dabei einen seiner Arme vorstreckte.

Seine Pranke bekam den Hals des Mannes zu fassen. Ken konnte nicht schreien, nur würgen. Er spürte den Druck, wurde in die Höhe gerissen, und sein Gesicht nahm einen völlig fremden Ausdruck an.

»Der bringt meinen Vater um!« brüllte Waldo.

Alles wies darauf hin, und Floyd wollte es nicht wahrhaben. In diesen Augenblicken wuchs Harris über sich selbst hinaus. Er hatte schon ausgeholt und rannte auf das von ihm erschaffene Monstrum zu. Er würde es versuchen, es machte ihm nichts aus, daß er sein Werk zerstörte, wenn er nur Leben retten konnte.

Und so drosch er zu.

Der Hammer erwischte den Maniac von der Seite her und voll im Gesicht. Es war genau der Schlag, der nötig gewesen war. Die Wucht trieb ihn zurück und auf die Wand des Lokals zu, er drehte sich noch, hatte Ken losgelassen und taumelte durch die Tür, wobei er wenig später zwei Stühle und einen Tisch umwarf.

Floyd war wie von Sinnen. Er wollte dieses Monstrum zu einem Haufen Blech zusammenschlagen und blieb ihm auf den Fersen.

Schweißbedeckt, das Gesicht zudem verzerrt, holte er abermals aus.

Diesmal riß der Maniac seine Metallarme hoch.

Der Hammer krachte dagegen. Floyd Harris brüllte, sprang zurück, schwang den Hammer herum und holte zum nächsten Schlag aus.

Diesmal war der Maniac schneller. Er duckte sich, bevor ihn das Eisen abermals erwischen konnte. Es pfiff über seinen Kopf hinweg.

Eine weitere Chance ließ er Floyd nicht. Sein Tritt erwischte Harris.

Bis zur Theke wurde er zurückgeschleudert, wo er heftig mit dem Rücken vor den Handlauf krachte.

Im gleichen Augenblick erschien Waldo an der Tür, brüllte und sah, wie der Maniac den Kopf drehte.

Waldo schleuderte den schweren Schraubenschlüssel auf ihn zu.

Er hatte gut gezielt, denn das Wurfgeschoß, das den Kopf eines normalen Menschen zertrümmert hätte, prallte in das Gesicht des Blechmonstrums. Dort war nur etwas verbogen, das unheimliche rote Licht leuchtete weiterhin in den Augenschlitzen.

Der Maniac kippte über den Tisch.

»Koommmm!« brüllte Waldo Floyd Harris zu. »Verdammt noch mal, beeil dich.«

Floyd mußte tief Luft holen. Sein Rücken hatte etwas mitbekommen.

Schmerzen durchzuckten ihn, und es schmerzte auch, wenn er einatmete. Aber Waldo hatte recht, er mußte raus.

Stolpernd lief er Dorset entgegen. An den Hammer dachte er nicht mehr, er wollte fliehen.

Der Maniac griff nach einem Stuhl, hob ihn an und warf ihn hinter dem Flüchtenden her.

Zwar duckte Floyd sich noch, an der Schulter erwischte ihn das Sitzmöbel trotzdem, wurde abgelenkt und zerhämmerte eine der vorderen Scheiben.

Dann war er draußen, wo Waldo ihn auffing. Dessen Vater lehnte an der Außenwand und massierte seinen Hals. Wenn er Luft holte, mußte er den Mund weit aufreißen.

Lizzy Dorset war auf die Bahn gelaufen, wo sie stand und nur abwarten konnte.

Waldo riß Floyd mit. Sie hatten eingesehen, daß sie nicht gegen den Maniac ankamen, der war einfach zu stark und hielt selbst diesen Hammerschlägen stand.

»Dad, los, weg!« Waldo schrie seinen Vater an, der sich jetzt abstemmte und über die Leitplanke kletterte. Auch Floyd und Waldo wollten nicht mehr auf dem schmalen Stück zwischen Bahn und Haus bleiben.

In der offenen Tür erschien der Maniac. Leicht zerbeult, aber noch immer am Leben. Er schaute sich um, brüllte laut auf und ging weiter.

Lizzy rannte als erste auf die Karts zu. Hinter der Werkstatt war ein Weg, der den Hang hinab zu den Parkplätzen führte, wo ihre Fahrzeuge standen.

»Nein!« schrie Floyd, »nicht zu Fuß. Wir müssen in die Karts. Die sind schneller als der Maniac.« Er wußte, wie rasch sich das Monstrum bewegen konnte.

Gegen die kleinen Rennwagen hatte er keine Chancen, zudem mußte er versuchen, vier Wagen zu stoppen, was ihm nicht leichtfallen würde.

Ken Dorset war ein Profi. Und als Profi hielt er seine Karts startbereit.

Sie alle konnten fahren. Lizzy hatte die Wagen als erste erreicht, sie stellte auch die Motoren ein. Hintereinander parkten sie. Lizzy machte den Weg frei, sie hockte im ersten Wagen. Ken, Waldo und Floyd sprangen hinein und starteten, als der Maniac über die Leitplanke hetzte und schon die Verfolgung aufnahm.

Sie würden fast eine Runde drehen müssen, um den Fußweg zu erreichen, der hangabwärts zu den Stellplätzen führte. Die Wagenschlüssel hatten sie bei sich.

Sie rasten los.

Nun kam es nur darauf an, wer schneller war…

***

Suko hatte mich bald eingeholt. Noch wußten wir nicht, wo der kürzeste Weg zum Rundkurs führte. Wir entdeckten den schmalen Einschnitt, der den Beginn eines Pfads anzeigte.

Da mußten wir rein.

Kaum hatten wir den Weg betreten, hörten wir das Donnern der Kart-Motoren.

Suko blieb stehen. »Verstehst du das?«

»Nein.«

»Verdammt auch.«

»Weiter.«

Ich drängte, huschte an ihm vorbei und hetzte in gebückter Haltung den Weg hoch.

Zweige griffen nach uns. Wir schlugen sie zur Seite, erreichten den Kurs, sahen die Fahrbahn und auch den Maniac. Leider nur dessen Rücken, denn er lief in die andere Richtung weg, und es sah so aus, als würde er jemanden verfolgen.

Eine Blechgestalt, auf dessen Oberfläche sich das Licht der Sonne spiegelte. Sie lief unförmig, allerdings auch ziemlich schnell und mit schlingernden Armen.

Das Gelände fiel ab, und der Maniac tauchte in eine sehr enge Rechtskurve ein. Wir sahen es, als wir die restlichen Karts erreicht hatten. Suko war am schnellsten, er stellte die Motoren der beiden Karts für uns an. Ich nahm den zweiten. Kaum saß ich, da dampfte Suko bereits ab, auch ich drückte auf das Gaspedal.

Mein Freund drehte den Kopf und deutete gleichzeitig nach vorn.

Er bekam Tempo, der Wind schlug warm in unser Gesicht. Vom Maniac sahen wir noch nichts, er war in der Kurve längst verschwunden. Wir würden ihn erst wieder dahinter entdecken.

Ich steigerte das Tempo. Die Strecke sah zwar bretteben aus, sie war es aber nicht. Zu viele Schlaglöcher und Wellen auf dem Asphalt gaben dem Wagen harte Stöße, die ich nur mühsam abfangen konnte. Sie hämmerten in die Gelenke bis hoch zu den Armen.

Da schleuderte Sukos Wagen. Er war voll in die Kurve hineingegangen, kannte sie nicht, hatte sie unterschätzt, und plötzlich drehte sich mein Freund wie ein Kreisel, während die Reifen auf der grauen Bahnfläche schwarze Streifen hinterließen.

Ich raste auf ihn zu.

Bevor es zu einer Kollision zwischen uns kommen konnte, drehte ich das Lenkrad nach rechts, huschte an Suko vorbei, geriet dabei auf den Grasstreifen und hatte Mühe, den Wagen wieder durch eine schnelle Drehung auf die Bahn zu bringen.

Trotz der lauten Motoren hörte ich den Inspektor noch fluchen, dann war ich weg.

Ich schoß in die Gerade hinein, die an ihrem Ende wieder in eine Kurve auslief.

Der Maniac rannte hinter den anderen Wagen her, die ich nur hörte und nicht sah.

Mich oder Suko hatte er nicht gesehen, aber ich holte auf und rechnete schon nach, wann ungefähr ich mit ihm auf einer Höhe sein würde. Da machte er mir einen Strich durch die Rechnung.

Im Gegensatz zu uns Fahrern brauchte er nicht auf der Bahn zu bleiben. Er konnte abkürzen und quer durch das Gelände laufen, so daß er die anderen Streckenabschnitte schneller erreichte.

Ich konnte nicht mehr Gas geben, die Höchstgeschwindigkeit war bereits erreicht. Ich fluchte über mich und die Welt. In der nächsten Kurve hätte es mich fast erwischt, dann die Gerade, danach abermals eine der widerlichen Kurven, in die ich hineinschoß. Suko schaffte es nicht, mich einzuholen.

Noch hatten wir die anderen Fahrer nicht gesehen, das änderte sich auf dem höher gelegenen Stück, wo sich gerade Strecken mit ekligen Kurven abwechselten.

Da sah ich sie fahren.

Neben und hintereinander rollten die vier Karts. Zwischen mir und ihnen befand sich der Maniac, der einfach nicht aufgeben wollte und mit langen Schritten rannte wie ein Roboter. Er stieß dabei die Arme in die Luft. Irgendwann würde er, wenn er wieder abkürzte, die Fahrer eingeholt haben.

Dann waren Suko und ich auch da.

Das alles brauchte uns nicht mehr zu interessieren, es war das kleinste Problem. Ein viel schlimmeres erschien vor den vier Karts, denn dort erschien ein Auto, daß überhaupt nicht auf die Bahn gehörte.

Im Größenvergleich zu den Karts wirkte der japanische Geländewagen wie ein Riese.

Wer ihn fuhr, war für mich nicht zu erkennen, aber der Wagen nahm den genauen Kurs auf die vier Karts, als wollte er sie mit seinen Reifen zermalmen.

Mir blieb fast das Herz stehen, auch ich kam sehr schnell näher.

Während der nächsten Sekunden mußte und würde sich alles entscheiden. Für mich stand fest, daß der Wagen und der Maniac zusammengehörten. Er hatte Hilfe bekommen, und dann änderte sich die Lage schlagartig. Vor mir fächerten die vier Karts auseinander, als wollten sie einen Fächer bilden. Einer fuhr gegen Autoreifen und tickte sie vorne an, daß sie zur Seite drifteten und er in die Lücke hineinfahren konnte.

Die anderen drei hatten sich mehr rechts gehalten. Sie visierten eine Lücke in der Leitplanke an – und kamen hindurch. Das war eine

fahrerische Meisterleistung.

Was war mit uns?

Neben mir sah ich Suko. Vorn rannte der Maniac auf den Wagen zu, der plötzlich an Geschwindigkeit verlor. Seine Heckklappe stand offen, der Maniac warf sich nach rechts, klammerte sich dort irgendwo fest, um sich dann hochzuziehen.

Der Geländewagen bekam schon wieder Tempo. Diesmal hatte er sich uns als Ziel ausgesucht…

***

Wir fuhren noch, wenn auch langsam. Innerhalb der nächsten beiden Sekunden mußte uns etwas einfallen, sonst spitzten uns die Reifen des Geländewagens in den Boden.

Meine Waffe hatte ich steckengelassen. Den kleinen Wagen zu beherrschen war wichtiger.

»In die Gummis, die Reifen!« brüllte ich. Ich lenkte sofort derart heftig nach links und gab auch gleichzeitig Gas, daß der Wagen anfing zu schleudern.

Auch Suko war da. Von der rechten Seite sahen wir den Schatten näherkommen. Der Geländewagen raste vorbei.

Ich stoppte und drehte den Kopf.

Der Maniac hatte die Tür der Ladefläche noch nicht geschlossen.

Er hockte dort und drohte mit einer Faust. Mit der anderen Hand mußte er sich festhalten.

Dann tauchte das Fahrzeug in die Senke und war verschwunden.

Es zu verfolgen, hatte keinen Sinn. Bis wir den BMW erreichten, war von ihm bestimmt nichts mehr zu sehen.

Trotzdem rannte Suko los, während ich langsamer aus dem Wagen kletterte.

Vier Menschen kamen mir entgegen. Ich kannte keinen von ihnen, einer mußte Floyd Harris sein. Ich tippte auf den noch jüngeren Mann mit den blonden Haaren unter dem Stirnband. Die anderen drei sahen mir irgendwie aus, als gehörten sie zusammen. Möglicherweise eine Familie, die hier die Rennbahn betrieb.

Mißtrauisch schauten sie mir entgegen. Aus kalkbleichen Gesichtern, mit zitternden Knien.

Ich zeigte ihnen den Ausweis.

»Polizei, sogar Scotland Yard.« Der älteste unter ihnen lachte auf.

»Womit haben wir das verdient?«

Ich hob die Schultern. »Wir sind gekommen, weil wir mit Floyd Harris reden wollten.«

»Mit mir?« Der Blonde mit dem Stirnband fragte es.

»Ja.«

»Ich bin Harris.«

»Das habe ich mir gedacht.« Dann bekam ich erklärt, wer die anderen drei Personen waren.

Ken Dorset übernahm es und fügte hinzu, daß sie die Bahn als Familienbetrieb führten. Den Dorsets stand der Schrecken noch immer in den Gesichtern geschrieben. Lizzy wischte über ihre Augen. Sie sprach dabei mit leiser Stimme. »Meine Güte, so etwas habe ich noch nie in meinem Leben erfahren müssen.«

Ihr Mann Ken rieb seinen Hals, wo sich Würgestreifen auf der Haut abzeichneten. »Der hätte mich fast geschafft«, sagte er zu mir.

»So schnell konnte ich nicht sein.«

»Jedenfalls lebt er!«

»Und wie, Mr. Sinclair!« rief Waldo Dorset. »Der ist einfach nicht totzukriegen. Wir haben es mit Vorschlaghämmern versucht. Das Blech war verbeult, mehr war nicht geschehen.«

»Und er hat noch einen Helfer gehabt«, fügte ich hinzu.

»Eine Helferin«, verbesserte mich Harris.

»Tatsächlich?«

»Ja.« Er nickte. »Ich kenne seine Helferin sogar sehr gut.«

»Marylin!«

Harris staunte mich an. »Richtig, Mr. Sinclair, es war tatsächlich Marylin, die den Wagen gefahren hat. ›Maniac und Marylin‹«, flüsterte er, »wie der Filmtitel es richtig ausdrückte.«

»Ist der Film zur Realität geworden?«

»Wissen Sie, Mr. Sinclair, ich kann es nicht glauben, aber ich muß mich wohl damit abfinden.«

»Und der Maniac war Ihr Monster – oder?«

»Ja, es war mein Monster. Ich habe ihn erfunden, ich habe ihm auch den Namen gegeben, ich habe die Elektronik in seinen Körper gesetzt, ich lenkte ihn fern…« Er hob die Schultern. »Und jetzt ist er meiner Kontrolle entglitten.«

»Wie konnte das passieren?« fragte ich.

»Das weiß ich nicht.«

»Hatten Sie irgendwann einmal Kontakt mit Schwarzer Magie?« forschte ich weiter.

»Nein!« Spontan antwortete er. »Nein, wie kommen Sie überhaupt darauf? Ich bin Techniker, alles andere ist für mich Unsinn, Quatsch, Scharlatanerie!«

»Sie sollten möglicherweise umdenken. Was wir alle hier erlebt haben, war schlimm.«

»Magie?« hauchte Ken.

»Ja, mein Kollege und ich sind nicht ohne Grund bei Ihnen. Der Maniac hat bereits gemordet, und er hat sich seine Filmpartnerin auch jetzt als Begleiterin ausgesucht. Ich weiß, das klingt unglaublich, doch es entspricht den Tatsachen.«

»Marylin!« Harris lachte und schlug gegen seine Stirn. »Sie war schon immer komisch.«

»Inwiefern?«

»Ganz einfach. Sie fragten mich vorhin, was ich von Schwarzer Magie halte. Meine Antwort kennen Sie. Marylin hätte Ihnen möglicherweise etwas anderes gesagt.«

»Und was, zum Beispiel?«

Er verzog das Gesicht und kratzte die Haut unter den Nackenhaaren. »Ich weiß nicht, ob ich über eine dritte, nicht vorhandene Person so reden darf…«

»Wenn es dabei um Mord geht, immer, Mr. Harris. Sie sollten alles sagen, was Ihnen aufgefallen ist.«

»Marylin ist keine echte Schauspielerin. Sie hat den Beruf nicht gelernt, war auf keiner Schule und ist auf Grund ihres Aussehens in die Branche gerutscht. Die Filme, die sie drehte, waren Action-Streifen, ohne besondere Handlung und Tiefgang. Sie hat auch mal in Pornos mitgespielt und weiß sehr gut, was sie ihrem Aussehen schuldig ist. Für sie kommt es nur auf das Aussehen an. Gesicht, Körper, das mußte beides ihren Vorstellungen entsprechen.« Er überlegte, schaute zu Boden und redete dann weiter. »Wie erwähnt, das Aussehen stand bei ihr an erster Stelle. Sie tat alles dafür, und sie hat mir mal gesagt, daß sie sich sogar mit dem Leibhaftigen verbünden würde, um ihr Aussehen so lange wie möglich zu erhalten. Oder immer jung und frisch zu bleiben. Nicht alt werden, nur keine Falten bekommen. Ich kenne viele Frauen, keine ist so wie Marylin, das können Sie mir glauben. Die ist in der Branche top, was diese Sache angeht.«

Ich sah, daß Suko ankam. Wie er ging, zeigte mir, daß er erfolglos gewesen war. »Der Leibhaftige, den Marylin erwähnt hat, meinen Sie, daß ihr ernst damit war?«

»Bestimmt.«

»Hat sie es denn praktiziert?«

»Wie?«

»Nun, um mit dem Teufel in Verbindung treten zu können, müssen gewisse Regeln eingehalten werden. Man muß ihm dienen, man muß ihm Versprechungen machen, man muß sich an den Leibhaftigen verkaufen, sonst nimmt er den Menschen nicht an.«

»Sie denken an die Seele?«

»So ungefähr, Mr. Harris.«

Er zog die Stirn kraus. »Wenn ich wüßte«, murmelte er, »wenn ich das nur wüßte. Also, mitgenommen hat sie mich jedenfalls nie, mir auch nie den Vorschlag gemacht, das ist es ja.«

Suko war zu uns getreten. »Es ist nichts mehr zu machen gewesen«, berichtete er, »überhaupt nichts.«

»Hast du eine Fahndung durchgegeben?«

»Klar, doch wie ich die einschätze, werden sie an alles gedacht haben, glaub mir.«

»Sie müssen ein Versteck haben«, murmelte ich und schaute dabei Floyd Harris an.

»Ich weiß nichts.« Er ging einen Schritt zurück.

»Sie wissen, wo Marylin lebt?«

»Ja, die hat eine tolle Wohnung in der südlichen Londoner City. Das ist auch alles.«

»Wer weiß mehr über sie? Vielleicht ihr Filmpartner?«

»Die konnten sich nicht ausstehen. Im Film hat sich der Maniac in sie verliebt. Nun ja, er wurde schließlich in den Sumpf gejagt, nachdem er einige Tote hinterlassen hat.«

»Fortsetzung folgt«, sagte ich.

»Klar, es soll einen zweiten Teil geben.«

»Jetzt will er sich rächen. All die Personen, die an seinem Ende beteiligt waren, will er ebenfalls töten. Deshalb besuchte er die Bahn hier, weil er Sie finden konnte, Mr. Harris.«

Floyd sagte erst mal nichts. »Aber das doch… das ist einfach unglaublich!«

»Ich weiß.«

»Und weiter?«

»Ihr Produzent hat mir eine Liste mit den Namen der Männer und Frauen versprochen, die sich in Gefahr befinden. Ich hoffe, daß wir noch etwas retten können. Sie leben, Mr. Harris. Aber wissen Sie, wer der nächste auf der Todesliste des Maniac sein wird?«

»Nein.«

»Wir leider auch nicht.«

»Und was wollen Sie dagegen tun?«

»Fragen Sie mich etwas Leichteres, ich weiß es nicht. Ich brauche die Liste, um die Personen überwachen lassen zu können. Ich will aber auch das Versteck der beiden wissen, denn sie müssen sich einfach verbergen, so wie der Maniac aussieht. Der kann nicht einfach durch London laufen, ohne aufzufallen, obwohl es in der Stadt schon verrückte Typen gibt, aber er wäre zuviel des Guten.«

»Stimmt.«

»Sehen Sie, Mr. Harris. Aus diesem Grund möchte ich Sie noch einmal bitten, nachzudenken. Vielleicht fällt Ihnen noch ein, wo sich die beiden verborgen halten können.«

Er runzelte die Stirn. »Das ist schwer. Bestimmt nicht in Marylins Wohnung.«

»Das würde ebenfalls auffallen.«

»Fragen Sie doch Style, ihren Agenten.«

Ich winkte ab. »Das habe ich bereits versucht und keine Antwort von

ihm bekommen.«
»Ist er nicht da?«
»Ich weiß es nicht. Hat Marylin Bekannte, Verwandte, an die wir uns wenden können?«
»Davon hat sie nie gesprochen. Sie ist aus der Provinz hergekommen, mehr weiß ich auch nicht. Außerdem interessiert mich das nicht so sehr. Ich denke an meine eigene Sicherheit und daran, wie ich diese gewährleisten kann.«
»Polizeischutz«, schlug Suko vor.
»Meinen Sie damit eine Zelle bei euch?«
»Das wäre am sichersten.«
Floyd schüttelte den Kopf. »Um Himmels willen, nur so etwas nicht! Nein, das will ich nicht.«
»Weshalb nicht?« fragte ich.
»Weil ich nicht daran glaube, daß er es noch einmal versucht.«
»Doch, Mr. Harris. Sie sind diejenige Person, die ihn überhaupt erschaffen hat. Sie hätten dafür sorgen können, daß er nicht umkommt.«
Harris lachte mich aus. »Hätte ich das Drehbuch ändern sollen?«
»Das kann er nicht wissen. Ich gehe davon aus, daß er sie als ersten umbringen will. Deshalb ist er auch hinter Ihnen her gewesen. Mein Vorschlag, Mr. Harris. Sind Sie bereit, mit uns zusammenzuarbeiten?«
Mißtrauen keimte in seinen Augen auf. »Wie sähe die Zusammenarbeit denn aus?«
»Ich will ehrlich zu Ihnen sein. Wir würden Sie möglicherweise als Lockvogel einsetzen.«
Er atmete scharf ein. In den Gesichtern der Familie Dorset zeichnete sich Erschrecken ab. Lizzy flüsterte: »Wollen Sie so etwas wirklich verantworten, Mr. Sinclair?«
»Ich habe nur einen Vorschlag gemacht.«
Von Harris bekam ich noch keine Antwort. Er schaute zu Boden, auf dem er seine Fußspitze kreisförmig bewegte. Dabei atmete er schwer. Der Druck, unter dem er stand, war groß. Wir verlangten viel von ihm, möglicherweise zuviel.
»Mal eine Frage, Mr. Sinclair. Wie würden Sie den Maniac denn stoppen wollen?«
»Mit Magie.«
»Und mit Kugeln!« bemerkte Suko.
»Die prallen doch ab.«
»Geweihtes Silber hätte eine Chance«, gab ich zu bedenken. »Man muß nur genau zielen.«
»Und wohin?«
Ich lächelte. »Habe ich mich getäuscht oder besitzt er zwei Augenschlitze?«

»Ja, die hat er schon.«

»Das wäre unsere Chance. Ich gehe sogar davon aus, daß er sich innerlich verändert hat. Auf die Elektronik, die Sie ihm eingepflanzt haben, können Sie sich nicht mehr verlassen. Sie muß gegen schwarzmagische Kräfte ausgewechselt worden sein. Ich gehe auch davon aus, daß Marylin daran die Schuld trägt.«

Er hob die Augenbrauen. »Wenn man Sie so reden hört, klingt das sehr optimistisch. Ich will nickt erst fragen, woher Sie ihn nehmen, nur würde ich gern wissen, wo wir auf den Maniac warten sollen. In… in meiner Wohnung?«

»Nein. Haben Sie keine Werkstatt oder kein Atelier?«

»Ja, am Hafen, wo der ganze Kram für den zweiten Teil des Films auf Vordermann gebracht werden sollte. LVP hat dort ein leeres Lagerhaus angemietet.«

»Dann lassen Sie uns doch gleich fahren.«

Floyd Harris staunte uns an. Er fuhr durch sein Haar.

»Verdammt«, flüsterte er, »was man nicht alles mitmachen muß, bis man Großvater geworden ist.«

Ich freute mich, daß er seinen Humor nicht verloren hatte.

***

Roger Morton hatte seine Telefonleitung sperren lassen, kein Anruf sollte durchkommen. Nach dem Besuch der beiden Polizisten hatte er noch einmal darüber nachgedacht und war zu dem Entschluß gekommen, daß die Männer nicht so unrecht hatten. Da mußte einiges passiert sein, das dem absoluten Grauen ziemlich nahe kam.

Deshalb hatte er auch die Liste zusammengestellt und sich nicht geweigert. Was er tun konnte, das wollte er auch machen. Nur keinen Ärger.

Die Liste war fertig. Noch einmal ging er sie durch und dachte daran, daß zu viele Personen an der Fertigstellung des Streifens beteiligt waren. Wenn er hier und da welche strich, würde das die Kosten reduzieren.

Bei diesem Entschluß angelangt, erhob er sich und betrat das Vorzimmer. »Hier, Joan, ist die Liste, Sie sollten…«

Seine Mitarbeiterin rührte sich nicht. Sie hatte sich wieder erholt, saß jetzt starr auf dem Stuhl und schaute in eine bestimmte Richtung, in die auch Morton den Kopf drehte.

»Ja, und hier bin ich«, sagte die Frau, die dort stand und eine Waffenmündung auf Morton gerichtet hielt.

Der Produzent verzog das Gesicht. Zuerst wollte er lachen, dann konnte er nur staunen und wurde bleich.

»Verdammt, Marylin!«

»Genau.«

»Was willst du hier?«

»Abrechnen, Morton, ganz einfach. Ich werde mit euch abrechnen.«

Er starrte die Waffe an und erkannte, daß sie einen sehr langen Lauf besaß. Der konnte nur von einem Schalldämpfer stammen.

Wenn sie jetzt abdrückte, war der Schuß kaum zu hören. Morton war nicht nur blaß geworden, er bekam zusätzlich noch eine Gänsehaut und spürte einen gewaltigen Druck im Magen.

»Willst du uns umlegen?« keuchte er.

»Vielleicht.«

»Ha, man ist euch auf der Spur. Dir und dem Maniac. Die Bullen waren bei mir.«

»Das weiß ich. Ich war auch schon hier. Ich habe euch gewarnt, bewußt gewarnt, denn die große Abrechnung wird kommen. Mit Ihnen, Morton, fange ich an.« Sie drehte den Kopf in eine bestimmte Richtung. »Los, stellen Sie sich an die Wand.«

»Und weiter?«

Da schoß sie. Morton hörte nur ein dumpfes Geräusch, aber er hatte das Gefühl, als wäre die Kugel an seinem Ohrläppchen entlanggestrichen, so knapp nur hatte sie ihn verfehlt.

»Reicht das?«

»Ja.« Mortons Knie zitterten. Diese Treffsicherheit hätte er Marylin nicht zugetraut. Bisher war sie für ihn nicht mehr als ein Dummchen gewesen. Nun mußte er einsehen, daß er sich geirrt hatte. Er spürte auch den Schweiß, wie er sich auf seinen Handflächen gesammelt und die Haut glatt gemacht hatte.

Mit dem Rücken zu ihr mußte er sich aufbauen, nach vorn fallen lassen und sich abstützen. Die Liste hielt er noch zwischen den Fingern. Marylin ging zu ihm und zog sie weg. Sie steckte sie vorn in den weiten, gut gefüllten Ausschnitt.

Dann ging sie zur Seite. Ihr Ziel war Joan, deren Augenausdruck plötzlich ein reines Flehen war. Sie bebte vor Angst. Die verdammte Waffe war furchtbar.

Dann berührte das Ende des Schalldämpfers ihre heiße Stirn. »Eigentlich müßte ich dir eine Kugel durch deinen Schädel jagen, du arrogante Pute«, flüsterte Marylin, »aber ich werde in deinem Fall Gnade vor Recht ergehen lassen.«

»Wie meinen Sie…«

Marylin schlug mit der Waffe zu. Schnell, hart und zielsicher. Sie traf den Kopf genau an der richtigen Stelle. Joan riß noch einmal erstaunt die Augen auf, bevor sie einen Seufzer von sich gab und zur Seite sackte. Zum Glück fiel sie auf die Schreibtischplatte.

Jetzt war Morton an der Reihe. »Passen Sie auf, Morton. Sie werden Joan jetzt packen und in ihr Büro schleifen. Dort gibt es den kleinen Waschraum hinter einer Tür. Da legen Sie sie nieder.«

»Gut, gut, mach' ich.«

Marylin blieb bei ihm. Ihre Waffe zeigte stets auf seinen Körper.

Wenn er sich falsch bewegte, würde sie schießen, dann hatte der Maniac eben Pech gehabt.

Roger Morton hütete sich vor einer falschen Bewegung. Er tat, was ihm aufgetragen worden war und verstaute die bewußtlose Frau in seiner kleinen Dusche.

»Gut, Morton, gut.«

Er richtete sich auf. »Wie geht es weiter?«

»Gehen ist schon richtig. Wir beide machen einen Spaziergang. Ich werde immer hinter dir bleiben und darauf achtgeben, daß du keine falsche Bewegung machst. Denke immer daran, daß meine Waffe mit einem Schalldämpfer ausgerüstet ist. Keiner würde auf das Schußgeräusch achten.«

»Ich habe begriffen.« Mit dem Ärmel wischte sich der Produzent den Schweiß von der Stirn.

»Wunderbar, dann weiter.«

Sie verließen das Büro. Morton durfte nichts mehr einstecken, er mußte vor der Frau hergehen.

Auch der Portier schöpfte keinen Verdacht. Er winkte aus seiner Loge, während er telefonierte.

In der Nähe parkte ein Wagen: Es war schon pervers, aber das kleine Lieferauto mit dem kastenähnlichen Aufbau gehörte der Firma LVP. Die Aufschrift leuchtete in blauen Lettern an beiden Seiten.

Natürlich herrschte auf der Straße Betrieb. Natürlich glotzten Männeraugen die aufreizend gekleidete rotblonde Frau an, aber keiner ahnte etwas von der Gefahr, in der Roger Morton steckte, der sich verzweifelt umschaute und einsehen mußte, daß er keine Hilfe zu erwarten hatte. Die Menschen waren mit ihren eigenen Problemen beschäftigt. Marylin dirigierte ihn bis an den hinteren Teil des Wagens, wo sie gegen die Tür klopfte, die von innen geöffnet wurde. Bevor sich Morton versah, hatte ihn die Stahlhand gepackt, sein Jackett so hart zusammengedreht, daß der Stoff beinahe riß, dann zerrte ihn der Maniac zu sich in die Dunkelheit und schleuderte ihn zu Boden.

Morton schlug unglücklich mit dem Hinterkopf auf. Er trat zwar nicht von der Bühne ab, doch die Schmerzen raubten ihm die Wahrnehmung.

Er riß schließlich die Augen auf, sah nichts und stellte fest, daß sie schon fuhren.

Er lag auf dem Rücken, ohne die Schwingungen des Fahrzeugs ausgleichen zu können. Mal rollte er nach rechts, dann wieder nach links, wo er von der Kante aufgehalten wurde.

Licht drang keines auf die Ladefläche. Es war düster wie in einer

tiefen Höhle.

Und mit der Finsternis kehrte auch die Furcht zurück. Diesmal stärker als zuvor. Er fragte sich, was er falsch gemacht hatte und auch, ob alles nur ein Traum gewesen war, der endete, wenn er die Augen öffnete und die Dunkelheit verscheuchte.

Aber die Augen standen offen, der Schmerz im Hinterkopf war ebenfalls vorhanden – kein Traum.

Er blieb unruhig liegen. Manchmal schabte er mit den Hacken, dann wieder holte er stöhnend Luft oder lauschte den Fahrgeräuschen nach. Plötzlich war ihm, als würde er noch etwas anderes mitbekommen.

Ein Knarren oder Schaben. Wenn Metall auf Metall rieb, hörte es sich ähnlich an.

Da fiel es ihm wieder ein.

Die verdammte Metallpranke, die aus dem Türspalt gehuscht war und ihn erwischt hatte. Das alles kam ihm zu Bewußtsein, und er spürte, wie sich seine Nackenhaut zusammenzog.

Morton sah es nicht, nur sein Körper signalisierte ihm, daß jemand dicht neben ihm hockte.

War es der Maniac?

Etwas berührte ihn. Zuerst an den Knien, dann höher fließend.

Hart und gleichzeitig zart. Über die Brust strich es wie die Beine einer schweren Spinne hinweg, bis es die Haut am Gesicht erreichte und Morton zusammenschrak.

Das war die Metallpranke. Ja, das war diese verfluchte Hand des Maniac. Er erstarrte, konzentrierte sich auf die Berührung, die nicht an einer Stelle blieb. Er hatte seine Hand ausgebreitet und sie so über das Gesicht gespannt, daß er beide Wangen umfassen konnte.

Wenn er die Finger jetzt zusammendrückte, würden seine Knochen brechen. Die Kraft traute Morton dem Maniac zu.

Und er drückte…

Der Produzent stöhnte. Die Schmerzen potenzierten sich – und verschwanden wieder.

Der Maniac hatte die Klaue zurückgezogen. Nein, er wollte ihn hier nicht killen.

Im Fahrerhaus saß Marylin. Auf den Schmolllippen der jungen Frau lag ein eisiges Lächeln. Die gleiche kalte Farbe hatten auch ihre Augen angenommen.

Sie würde alles in die Wege leiten, um die große Rache zu starten.

Da sollten sich einige wundern.

Geschickt lenkte sie den Wagen durch den Londoner Verkehr. Ihr Ziel war der Osten der Stadt, wo sich auch die großen Hafenanlagen befanden. Dort hatte LVP ein großes Lagerhaus gemietet und Teile der Filmkulisse aufgebaut. Sie ging auch davon aus, daß man ihr auf die Spur kommen würde, aber sie verließ sich voll und ganz auf ihren

Herrn und Meister, der es durch sein Feuer geschafft hatte, den Maniac zum Leben zu erwecken. Er war jetzt ein Geschöpf des Teufels, und sie zählte ebenfalls zu den Dienerinnen des Asmodis, der mit ihr einen Pakt geschlossen hatte. Nur sehr locker, wie er bekannte. Er hatte ihr versprochen, sie für zehn Jahre alterslos zu halten, so lange benötigte sie, um ihre Karriere voll und ganz auf- und auszubauen.

Zehn Jahre, diese Zeit würde ihr reichen. Was später kam, interessierte sie jetzt noch nicht, obwohl sie sich bereits ausgerechnet hatte, daß sie den Plan möglicherweise verlängern konnte.

Sie hatte schon immer einen Hang zum Okkulten und vor allen Dingen zur Schwarzen Magie gehabt, und sie hatte sich wieder an die Schwarzen Messen erinnert, die sie, zusammen mit Gleichgesinnten, als Teenager gefeiert hatte.

Damals war ihnen der Teufel nicht erschienen, heute war es anders. Nur durch ihn hatte sie es auch geschafft, die außergewöhnliche Karriere zu machen.

Am Tower geriet sie in einen Stau. Polizisten, die trotz sommerlicher Kleidung schwitzten, mußten den Verkehr regeln. Marylin beobachtete sie aus dem Seitenfenster. Die Männer zeigten nur Interesse für die Fahrzeuge, nicht für deren Insassen.

Nicht daß sie sonderlich nervös geworden wäre, aber sie hoffte, daß der Stau sich schnell auflöste. Die Sonne knallte gegen die Frontscheibe. Sie machte das Innere der Kabine zu einer Sauna.

Endlich ging es weiter. Langsam, nicht mehr als Schrittempo, aber immerhin. Die großen Docks und Hafenanlagen befanden sich in der Nähe. Sie rollte in Richtung Themse und wurde bald von den hohen Mauern der Lagerhäuser verschluckt.

Auch hier stank es, denn die Sonne kannte kein Pardon. Vom Wasser her stieg Dunst auf. Er legte sich als Schleier vor den Glutball der Sonne. Es roch nach Fisch, Öl und Benzindämpfen. Marylin fühlte sich, als läge ein Film auf ihrer Haut.

Es ärgerte sie, daß sie es nicht geschafft hatten, Floyd Harris zu erwischen. Er hatte den Maniac erschaffen und ihm sein Innenleben geraubt. Dafür mußte er besonders büßen.

Dann dachte sie an die beiden Männer, die plötzlich erschienen waren. Unbekannte für sie, aber sie hatte gespürt, daß sie etwas Besonderes gewesen waren.

Brandgefährlich, nicht zu unterschätzen. Bestimmt waren sie nicht zufällig erschienen.

Des öfteren hatte sie in den Rückspiegel geschaut, ohne Verfolger entdecken zu können. Jetzt war sie einigermaßen beruhigt und rollte in den Vorhof ein, an dem eine Rampe für Lastwagen gebaut worden war, damit diese entladen werden konnten.

Sie stoppte, stieg aus und zupfte sich den Stoff des durchgeschwitzten

Kleids von der Haut. Es war einfach schlimm geworden, dieses Wetter konnte kaum jemand ertragen.

Es befand sich auch hier niemand in der Nähe. Nur von den Piers und Docks her hörte sie die lauten Geräusche und Signale der Schiffssirenen, wenn die schweren Pötte ent- oder beladen wurden.

Kaum hatte sie die hintere Ladetür geöffnet, da schaute ihr schon das Blechgesicht des Maniac entgegen. Nicht so glatt wie sonst, es hatte einiges abbekommen und zeigte leichte Beulen, worüber sie sich ebenfalls ärgerte.

Der Maniac hatte Morton gleich mitgebracht. Er hielt ihn an einer Hand fest und schleifte ihn hinter sich her.

Sie schaute in seine Augen. In den Schlitzen funkelte und bewegte es sich. Dort loderte das Feuer des Leibhaftigen, das der Gestalt Leben gab.

»Nimm ihn mit«, sagte sie.

Der Maniac verstand sie. Hinter Marylin schritt er her, den Produzenten noch immer schleppend. Morton lag auf dem Rücken. Er fragte sich, wann dieser verdammte Alptraum ein Ende haben würde. Oder würde er erst mit seinem Tod vorbei sein?

Sie gingen auf ein schmales Seitentor zu. Das Gebäude war ein alter Backsteinbau. Im Laufe der Jahre hatte es mehrere Besitzer gehabt, jetzt gehörte es der LVP.

Als sie vor der Tür stehenblieben, zerrte der Maniac Roger Morton wieder auf die Beine.

Marylin besaß einen Schlüssel. Seidenweich glitt er in das Schloß; sie bewegte ihn zweimal, das Tor war offen, und sie schlüpfte als erste in den großen hallenartigen Raum, wo sie sofort Licht machte.

An der Wand klebte eine Leiste mit mehreren Schaltern. Sie hatte nur den unteren berührt, weil sie das grelle Licht nicht haben wollte.

So erhellten sich an den unter der Decke entlanglaufenden Schienen nur die Lampen, die einen gedämpften Schein abgaben. Er war nicht farbig, aber so gehalten, daß er sich verteilte, ohne die Augen der Menschen zu blenden. Und wie er sich verteilte!

Wer diese Halle betrat, mußte den Eindruck bekommen, sich in einer Fantasy-Welt zu bewegen.

Da gab es alte Schloßruinen, eine künstlich angelegte Gruft. Folterinstrumente, Ecken, die als Kerker und Verliese ausgebaut worden waren, ein Stück Wald, auch Rasen, der sehr echt aussah, dann eine Straßenfront mit alten Häusern, die ein Stein- oder Fachwerkmuster zeigten und deren Fenster erleuchtet waren.

Monster und Leichen waren ebenfalls vorhanden. Viel künstliches Blut, Töpfe mit Farbe, die, zusammen mit anderen Malerutensilien im Hintergrund standen.

»Na?« fragte Marylin, »kennst du dich aus, du verfluchter

Hundesohn?«

Morton nickte.

»Wir werden den Spieß umdrehen«, flüsterte sie. »Ihr habt meinen Maniac gejagt, so war der Film angelegt. Doch nun wird der Maniac dich und euch jagen.« Sie blieb stehen und deutete mit beiden Armen in die Ruine. »Da, ihr habt alle Chancen, euch zu verstecken. Ihr könnt euch verkriechen, verbergen, ihr könnt euch auch bewaffnen, aber ich werde den Maniac nicht zurückpfeifen. Wenn er euch erwischt, ist das Blut echt.« Sie lachte ihm laut ins Gesicht, und ihre grünen Augen schienen dabei Blitze zu sprühen.

»Weshalb denn?« flüsterte Morton.

Normal konnte er nicht sprechen, seine Kehle war irgendwo zu.

»Rache, mein Lieber. Man geht nicht so mit einem Geliebten von mir um.«

»Das ist doch ein Kunstgeschöpf.«

Sie schlug zu. Ihre Handfläche hinterließ ein Brennen auf seiner Wange, die augenblicklich anschwoll. Er ging einen Schritt zurück, traute sich aber nicht, den Arm zu heben.

»Nein, das ist kein Kunstgeschöpf«, flüsterte sie. »Das ist es nicht. Mein Maniac lebt.«

»Er ist…«

»Beseelt!« hauchte sie. »Vom Geist des Teufels beseelt. In ihm lodert das Feuer der Hölle. Das ist es, was ihn so stark macht. Hast du gehört, das Feuer der Hölle.«

»Ja, ja…«

Sie packte den Mann an den Schultern und drehte ihn herum.

»Schau in seine Augen, Morton, schau genau hin! Da wirst du das Feuer lodern sehen. Ist es nicht stark.«

In der Tat war ihm das Flackern schon aufgefallen. Morton hatte ihm nur keine Bedeutung beigemessen. Jetzt, wo sie davon sprach, erinnerte er sich.

»Der Teufel?« hauchte er, »wirklich?«

»Ja, der Teufel…«

Der Maniac grinste. Er öffnete sein Maul. Die Zähne waren verschwunden. Statt dessen kochte es in der Öffnung. Die roten Flammen flackerten. Sie leckten vor, sie wollten nach ihm greifen, sie waren wie kleine Finger, und Morton zuckte zurück.

Marylin hielt ihn am rechten Arm fest. »Komm, ich bringe dich jetzt zu deiner Starposition.«

»Wie das?«

»Keine Sorge, das wirst du schon sehen.« Sie führte ihn tiefer in die Halle hinein.

Jetzt, wo keine Schweinwerfer mehr ihr Licht verstreuten und eine Studio-Atmosphäre schufen, da spürte selbst ein abgebrühter

Geschäftsmann wie Roger Morton etwas von der Atmosphäre des Unheimlichen, die zwischen den Mauern hockte.

Das lag nicht allein am Licht, auch daran, daß sich der Maniac, angefüllt mit dem Feuer des Teufels, neben ihm bewegte. Sie gingen dorthin, wo sich die Tür zu einer größeren Requisitenkammer befand. Lächelnd schloß Marylin sie auf.

In den nächsten Sekunden glaubte Morton, einen Alptraum zu erleben. Er starrte in die vier wachsbleichen Gesichter der Menschen, die an den Händen gefesselt vor ihm standen.

Morton kannte sie.

Die vier gehörten zum inneren Zirkel des Filmstabs!

***

»Na?« hörte er Marylins lauernde Stimme. »Was sagst du jetzt, großer Produzent?«

Morton schwieg.

»Sind sie nicht nett? Wie eine große Familie. Hier haben wir alle zusammen. Haupt- und Nebendarsteller, die sich an der Jagd nach dem Maniac beteiligt haben. Was glaubst du, wie froh sie sind, daß nun der Spieß umgedreht wird.«

»Du bist verrückt!« Nach diesem Satz stöhnte er auf, denn er spürte den Druck der Mündung an seinem Hals. »Soll ich dir einen Genickschuß verpassen?«

»Nein… nein … schon gut.«

Der Druck verschwand.

Für den Moment atmete er auf. Das Gefühl allerdings schwand dahin, als er in die Gesichter der vier Menschen schaute. Eine Frau und drei Männer. Die Frau war der andere Gegenpart zu Marylin gewesen, sie hatte nur eine kleine Rolle gespielt. In ihren Augen flackerte die Angst. Das dünne T-Shirt klebte am Körper.

Sie winkte ihnen. »Los, kommt aus eurem Rattenloch hervor, ihr netten Menschen, wir wollen doch unser kleines Spiel beginnen. Die Regeln kennt ihr ja.«

Keiner sagte etwas, als sie die Requisitenkammer verließen. Vor dem Mann blieb Marylin stehen. »Hallo, Roy, du kleiner Bursche. Sonst immer große Klappe, nicht? Und jetzt…«

»Marylin, ich…« Er schaute sie mit seinen braunen Hundeaugen an. Sonst war er stets stolz darauf, die gleichen Augen zu haben wie Burt Reynolds, jetzt zuckten sie vor Schmerz, als Marylin auch gegen sein Gesicht schlug.

»Du mieser Typ, du! Du verfluchter kleiner Miesling, du Wanze.«

Sie lachte und stieß ihn weg. Dann nahm sie einen Schlüssel aus dem Versteck hervor und schloß die Fesseln auf.

Keiner wagte einen Fluchtversuch. Sie alle blieben auf dem Fleck

stehen wie Ölgötzen.

Im Hintergrund lauerte der Maniac. Nicht mehr nur durch Elektronik bewegt, denn nun lebte er.

In seinen Augen flackerte das Feuer, er hielt alles unter Kontrolle.

Heiß war es zwischen den Kulissen, das machte Marylin nichts aus.

»Jetzt«, so erklärte sie beim Herumgehen um die Gruppe, »bin ich die Regisseurin. Jetzt sage ich, was ihr zu tun und zu lassen habt. Ich hoffe, ihr seid ebenso gut oder so schlecht wie in unserem letzten Film. Marylin und Maniac, Maniac und Marylin, wie man es dreht und wendet, es kommt immer das gleiche dabei heraus.« Sie schaute jedem einzelnen ins Gesicht. Ihr Lächeln war kalt und zeigte auch Spuren von Grausamkeit. »Die Türen sind verschlossen, ihr habt trotzdem eine Chance, wenn es euch gelingt, euch so gut zu verstecken, daß der Maniac und ich euch nicht finden. Wer die nächsten dreißig Minuten überlebt, der ist frei. Ist das ein Angebot?«

Keiner antwortete.

Sie zog die Waffe. »Los, haut ab! Zwei Minuten gebe ich euch, dann beginnt die Jagd…«

***

Es war Zufall, daß die zweite Schauspielerin, sie hieß Angie Ascott, neben Morton stand. Als dieser den Befehl vernahm und sich hastig umdrehte, stieß er mit der dunkelhaarigen Person zusammen, die einen Schreck bekam und sich an seinen Arm klammerte.

»Verdammt, laß mich los!«

»Nein, nein!« keuchte sie. »Ich… ich will bei Ihnen bleiben. Ich lasse Sie nicht los!«

Er wollte etwas erwidern, sah dann das kalte Lächeln auf dem Gesicht der Marylin und auch die Waffe, die sie spielerisch locker in der Hand hielt.

Nur kein Aufsehen erregen. Streitigkeiten untereinander wären das Letzte gewesen.

Er zog Angie mit. Sie stolperte hinter ihm her. Der Produzent überlegte, wo er sich verbergen sollte. Er kannte den Film, er kannte die Kulissen, er hatte dabei geholfen, sie an die richtigen Stellen zu plazieren. Ein Verlies wäre nicht schlecht gewesen, aber dort standen auch die Folterinstrumente, und er traute dem Maniac sowie seiner teuflischen Begleiterin alles zu.

Also entschied er sich für die Fassade. Angie ließ sich mitschleifen.

Die erste Tür riß er auf, duckte sich und fand sich in einem altertümlich eingerichteten Wohnraum wieder. Das Holz der Möbel sah aus wie echt, dabei bestand es nur aus Kunststoff.

»Wohin denn?« keuchte Angie.

Er hob die Schultern.

Angie löste sich von ihm. Sie trug ein schwarzes Stretchkleid, das sehr kurz war, aber durch Ziehen die Knie erreichte. Jetzt umschlang es ihre Oberschenkel und ließ keine großen Schritte zu. Angie hetzte auf einen Schrank zu, riß ihn auf und schaute durch die Rückwand hindurch zu einem künstlichen Waldstück hin, das hinter dieser Kulisse stand. Ein Scheinwerfer war so aufgestellt worden, daß sein Licht dem des Mondes ähnelte.

»Bleib hier!«

Angie schüttelte den Kopf. »Nein, Mr. Morton, ich verkrieche mich im Wald.«

»Da suchen sie zuerst.«

»Wir werden sehen.«

»Dann hau ab, verdammt!«

Angie Ascott verschwand. Sie schaute nach links und rechts, sah nichts und kroch zwischen die künstlichen Bäume und über das ebenfalls künstliche Gras hinweg.

»Wir holen euch jetzt!«

Das Mädchen schrak zusammen, als es die furchtbare Stimme ihrer Kollegin hörte. Marylins Organ hatte sich verändert. Es war schrill geworden, als hätte eine andere Person gesprochen.

Angie hielt den Atem an. Lange schaffte sie das nicht. Dann störte sie der eigene Atem, weil er die anderen Geräusche überdeckte. Sie wollte doch die verdammten Schritte hören, wenn einer der beiden Killer näher an sie heranschlich.

Es geschah nichts.

Angie kauerte zusammengeduckt zwischen den beiden Baumstämmen und wartete ab.

Sekunden vergingen, sie reihten sich zu Minuten zusammen. Die Stille war mehr als schlimm. Blitzschnell konnte sie unterbrochen werden, wenn aus ihr der Tod hervorstach.

Schweiß lief über ihr Gesicht. Die Augenbrauen konnten ihn nicht stoppen. Sehr schnell spürte sie das Brennen.

Die Angst steigerte sich. Sie hoffte, daß es die anderen erwischte und nicht sie. Angie wunderte sich über derartige Gedanken, in dieser Lage zählte Freundschaft nicht mehr.

Noch waren sie ruhig.

Auch Morton rührte sich nicht. Angie konnte ihn sehen, da sie die falsche Schrankrückwand nicht mehr geschlossen hatte. Er befand sich noch im Zimmer, hatte sich allerdings im toten Winkel neben der Tür an die Wand gepreßt und wartete dort ab.

Kam jemand?

Nein, auch nicht bei Morton. Eigentlich gönnte sie ihm die Abreibung. Er war ein Widerling, ein Leuteschinder, der die Menschen wie Dreck behandelte.

Sie mußten für lächerlich kleine Gagen spielen, und jeder Streifen wurde in einer Rekordzeit fertiggedreht. Wie sie diese verdammten Kulissen haßte. In ihnen hatte sie sich schon oft austoben können.

Plötzlich hörte sie das Geräusch. Hinter sich, da schlich sich jemand an.

Angie wagte nicht, den Kopf zu drehen. Wie kalte Eisperlen rann es ihren Rücken hinab.

Der Bote des Todes. Sie schluckte nicht einmal, sie rechnete mit den kalten Metallpranken, die sich von hinten um ihren Hals legen und zudrücken würden.

»Psssst…«

Scharf und flüsternd drang der Laut an ihre Ohren. Die Angst entschwand für einen winzigen Augenblick, denn es war ein normaler Laut gewesen. »Ganz ruhig, Mädchen…«

Angie erstarrte. Mein Gott, die Stimme, sie gehörte keinem der Anwesenden. Hier mußte noch ein Fremder sein.

Wieder schabte und raschelte es. Jemand schob sich neben sie, jetzt drehte sie den Kopf – und schaute in das angespannte Gesicht eines Chinesen…

***

Der Schock war trotzdem da!

Suko sah es, er rechnete mit einem Schrei – und verhinderte ihn, als er seine Hand auf Angies Mund preßte, so daß sie nur mehr Grunzlaute abgeben konnte.

»Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen, Miß. Wir sind gekommen, um Sie zu retten.«

Sie nickte.

Die Hand verschwand. Zischend holte sie Luft. Suko lächelte knapp und legte einen Finger auf seine Lippe. Er selbst aber sprach.

»Keine Sorge, Miß, es ist alles unter Kontrolle. Marylin und Maniac werden so weit nicht kommen.«

»Aber…«

»Keine Fragen. Sind es nur die vier Personen gewesen, die gejagt werden sollen?«

»So ist es.«

»Gut. Wissen Sie vielleicht, wo sich die Leute versteckt halten?«

»Nicht alle. Morton befindet sich in diesem Zimmer da vom.«

»Gut, den sehe ich.«

»Ich bin hier.«

»Genau, aber wo stecken Maniac und Marylin?«

»Das weiß ich nicht, Mister.«

»Was immer geschieht, Sie bleiben hier hocken. Ich werde Sie hier im Auge behalten.«

Angie schaute dem Chinesen ins Gesicht, das in dem diffusen Licht verschwamm. »Was werden Sie machen?«

»Mir einen der beiden holen, ganz einfach.« Mit dieser Antwort schob er sich auf die falsche Hausfassade und die ebenfalls falsche Schrankrückwand zu.

Im Zimmer passierte etwas.

Suko hatte geahnt, daß Roger Morton auf der Killerliste ganz oben stand. Er besaß einen ziemlich freien Blick in den Raum und konnte auch die Tür sehen, die sich bewegte.

Draußen stand jemand und schob sich vorsichtig nach innen. Wer von den beiden dies tat, war für Suko nicht zu erkennen, aber auch der im toten Winkel lauernde Morton hatte die Veränderung bemerkt. Er stemmte seinen Fuß vor, um die Tür aufzuhalten.

Nicht kraftvoll genug. Plötzlich wurde sie vehement nach innen gerammt, dann erschien sie.

Morton flog nach hinten, krachte gegen einen Tisch, der echt war, und als er wieder hochkam, stand Marylin breitbeinig vor ihm, die schallgedämpfte Waffe im Anschlag und auf seinen Schädel zielend.

»Was fällt dir jetzt noch ein, Morton – was?«

Er sagte nichts, dafür fiel er auf die Knie und rang die Hände, was wiederum Marylin zu einem Lachen veranlaßte. »So habe ich dich schon immer sehen wollen, Mr. Produzent. Vor mir auf den Knien. Normalerweise ist es ja umgekehrt…«

»Bitte Marylin, bitte…«

»Keine Chance, Morton, das Spiel hat begonnen, es muß auch zu Ende geführt werden.«

»Willst du Geld, willst du…?«

Sie lachte auf. »Geld! Was soll ich damit? Ich will dein Leben, Morton, ja, dein Leben, denn deine Seele soll jemand anderer bekommen, der Teufel nämlich.«

»Nein!« keuchte er, »nein, verdammt, so etwas kannst du nicht tun. Das ist Mord.«

»Ich weiß, Morton.«

»Bitte, Marylin, laß es…«

Es kam Suko gelegen, daß die beiden noch redeten, so konnte er sich heranschleichen.

Davon verstand der Chinese etwas. Manchmal bewege er sich so leise wie ein Indianer, und er hatte bereits die Rückfront der falschen Fassade erreicht.

Wenn er schoß, war die Frau zwar überwältigt, doch sie konnte in einem Reflex noch immer abdrücken, deshalb mußte er sie ablenken.

Noch an der Rückwand hockend, hob er den Arm und winkte Angie zu. Hoffentlich sah das Mädchen die Bewegung und deutete sie richtig.

Ja, sie kam.
Suko winkte heftiger. Angie versuchte, leise aufzutreten. Wie Suko war sie nicht. Zudem hatte Roger Morton aufgehört zu jammern, kein Klagelied mehr.
Das kam Suko entgegen, und sein Plan ging auf.
Marylin hatte das Geräusch gehört. Sie drehte sich in dem Augenblick, als Suko auf sie zielte, wobei er sich noch in relativ guter Deckung befand.
»Waffe weg, Marylin!«
Die Schauspielerin erstarrte. Ihr Gesicht schien zu zerfallen. Schoß sie, oder schoß sie nicht?
»Fallen lassen!« befahl Suko.
»Scheiße!« brüllte sie und drückte ab!

***

Wir konnten unserem neuen Begleiter danken, daß wir überhaupt hineingekommen waren. Floyd Harris besaß einen Schlüssel zu allen Türen. Er hatte uns geöffnet und war selbst draußen geblieben.
Wir waren schneller gewesen als Marylin und Maniac. Immer vorausgesetzt, daß sie auch kamen.
Nachdem uns Harris alles erklärt hatte, mußte er verschwinden und draußen warten. Das tat er nicht einmal ungern. Die erste Begegnung mit dem veränderten Maniac hatte ihm voll und ganz gereicht.
Oft genug hatten Suko und ich unheimliche und gruselige Atmosphären erlebt. Dies hier konnten wir ebenfalls so ansehen, nur mit dem einen Unterschied, daß sie durch künstliches Licht erzeugt worden war. Dennoch gab es viele Stellen, die im Schatten lagen und sich auch als Verstecke eigneten.
Wir trennten uns, weil wir die Lagerhalle von verschiedenen Richtungen aus unter Kontrolle halten wollten. Suko verschwand nach rechts, ich nach links.
Ich durchschritt die Kulissen, schwenkte den Kopf und trat einmal aus Versehen auf das blutige, künstliche Gesicht eines Toten. Unter meiner Sohle bewegte sich die Kunststoffmasse.
»Sorry, Mister«, flüsterte ich und ging weiter. So etwas wie ein Stall fiel mir auf. Jedenfalls ein kleiner Bau, kaum größer als eine Hundehütte, doch als Versteck geeignet.
Ich zog die Lattentür auf, schaute hinein, fand das Versteck leer und blieb darin hocken.
Bequem war der Platz nicht, aber ich hatte einen guten Überblick, der sich sehr rasch bezahlt machte, weil plötzlich eine der Türen geöffnet wurde und mehrere Personen den Raum betraten.
Ich sah Marylin, den Maniac und ihren Gefangenen, den Produzenten Roger Morton.

Mich juckte es in den Fingern, auf die Blechgestalt zu feuern. Ich ließ es noch bleiben und konzentrierte mich statt dessen auf seine Augen. In den Schlitzen leuchtete das Feuer nicht nur, es bewegte sich auch, so daß ich das Tanzen erkennen konnte, als würden dort Flammen in die Höhe schießen.

Marylin führte das große Wort. Ich bekam alles mit und sah auch die anderen vier Gefangenen.

Das Spiel, das sie mit den Menschen treiben wollte, war pervers.

So etwas konnte sich nur jemand ausdenken, der nicht richtig im Kopf war oder unter einem dämonischen Bann stand.

Sehr bald waren die fünf Personen verschwunden. Ein junger Mann schlich dicht an meinem Versteck vorbei. Ich hoffte stark, daß er nicht auf die Idee kam, auch in die Hütte zu kriechen. Sie schien ihm allerdings nicht sicher genug zu sein. Mit einem skeptischen Blick ging er weiter.

Ich atmete auf.

Danach begann die Warterei. Von den anderen Gefangenen sah ich nichts. Sie hatten sich andere Verstecke gesucht. Jetzt, wo sie nicht unmittelbar zusammenstanden, hätte ich die Chance gehabt, an Maniac und Marylin heranzukommen, leider waren auch sie meinen Augen entschwunden. Das ärgerte mich.

Zwei Minuten hatten sie ihnen geben wollen. 120 Sekunden, die lang werden konnten, für uns alle, da schloß ich mich längst mit ein.

Die Zeit war um.

»Wir holen euch jetzt!«

Marylin schrie es voller Triumph. Meinetwegen sollten sie und der Maniac anfangen. Wir waren gewarnt und auch gewappnet, besaßen zudem den Vorteil, daß wir von ihnen wußten, sie aber nicht von uns. So etwas konnte sich nur positiv auswirken.

Mein Versteck wurde mir zu eng. Sollte mich der Maniac durch Zufall dort entdecken, konnte er nicht nur die Hütte zusammentreten, sondern mich gleich mit.

Ich drückte von innen gegen die Tür. Es gefiel mir nicht, daß sie leise knarrte, das war aber nicht zu ändern. Auf dem Bauch robbte ich aus der Hundehütte.

Sehr gut – bisher war nichts geschehen. Flach blieb ich auf dem Boden liegen, bedeckt von einem großen Schatten, den ein alter knorriger Galgen warf.

Die Schlinge, ebenfalls als vergrößerter Schatten in meiner Nähe zu sehen, hing völlig nach unten und zitterte nicht einmal. Ich wollte meinen Standort verändern, warf noch einen letzten Blick auf die Schlinge – und sah das Vibrieren.

Es war jemand dort!

Der Galgen stand hinter mir. Schräg links, hoch, von oben her noch

angeleuchtet. Was sich in seiner unmittelbaren Nähe tat, zeichnete sich als makabres Schattenspiel vor mir auf dem Boden ab.

Eine Gestalt erschien, dann noch eine. Die beiden wirkten, als wären sie zusammengebacken worden. Die größere schleifte die kleinere hinter sich her in Richtung Schlinge.

Mir war klar, was das bedeutete. Da sollte jemand aus dem Filmteam gehängt werden.

Um das zu verhindern, mußte ich dicht an den Galgen heran. Jetzt vernahm ich auch das leise Knarren. Irgendwo schien das Blech des Maniac verbeult zu sein.

Hinter der Hütte fand ich einen künstlichen Hügel, zu dem eine alte Holztreppe hoch führte. Auf dem Hügel stand der Galgen. Es war eine sehr große Fläche, auf der sich mehrere Personen gleichzeitig bewegen konnten. Ich sah nur zwei, als ich mich auf der obersten Stufe zusammenduckte. Den Maniac und den anderen Schauspieler, der an meiner Hundehütte auf leisen Sohlen vorbeigeschlichen war.

Der Ärmste befand sich in den Klauen des mörderischen Killers und hatte dessen Kraft nichts entgegenzusetzen. Der Maniac würde ihn eiskalt umbringen.

Er hatte sein Opfer bereits bis unter die Schlinge geschleift, wie ich mit einem Blick über den abgerundeten Hügelrand feststellen konnte. Um die Schlinge über den Kopf zu streifen, mußte er den vor Angst starren Schauspieler nur anheben.

Leicht für ihn.

Mit einer Pranke schaffte er das.

Bis er meine Worte hörte, die verstand dieses Blechmonstrum nämlich. »Laß es lieber bleiben, Maniac!«

***

Einen derartigen Befehl konnte er einfach nicht ignorieren. Er mußte wissen, was diese und ähnliche Worte bedeuteten. Vielleicht spürte er auch, daß jemand hinter ihm stand, der es verdammt ernst meinte, und er drehte sich sehr langsam auf der Stelle um.

Dann starrte er mich an und ich ihn.

Aber ich hielt meine Beretta in der Rechten, während der Maniac waffenlos war und sich allein auf seine Blechpranken verließ.

Mit einer hielt er noch den Schauspieler fest, den er schließlich wegschleuderte wie ein altes Kleidungsstück. Der Mann krachte gegen den Galgenstamm und brachte ihn ins Wackeln.

Nun war ich der Feind des Maniac.

Er wollte mich, er kam auf mich zu.

Ich hob die Waffe an und zielte zunächst auf sein linkes Auge. Es war nicht einfach zu treffen, was erstens an der Größe des Ziels lag und zweitens an den diffusen Lichtverhältnissen, die nichts klar und

deutlich hervortreten ließen.
Dann fiel ein Schuß.
Aber nicht ich hatte geschossen, sondern Suko, und ich hörte den Schrei, der mich ablenkte, was der Maniac ausnutzte, denn er sprang mit einem gewaltigen Satz auf mich zu…

***

Marylin reagierte wie ein wildgewordener Teufel. Sie nahm auf nichts mehr Rücksicht. Eiskalt drückte sie ab. Suko sah das Mündungslicht, hörte die schallgedämpften Schüsse und bekam auch die Einschläge der Geschosse mit, die ihn zu beiden Seiten flankierten.
Eine Kugel hätte ihm fast das Ohr abrasiert.
Er feuerte in die Garbe hinein.
Seine Beretta war nicht schallgedämpft. Der Schuß zerpeitschte die Stille, das Echo rollte durch die Halle und mischte sich in den grellen Schrei der Schauspielerin, die von der geweihten Kugel erwischt und zurückgestoßen worden war.
Sie krallte sich beim Gehen noch an Morton fest, richtete sich an dem schreckensstarren Mann auf, hielt sich auch und schaffte es, die Waffe herumzuschwenken.
Suko mußte noch einmal feuern.
Sein zweites Geschoß wischte über den halb ausgestreckten Arm der Marylin hinweg.
Diesmal war es endgültig.
Zusammen mit dem Produzenten fiel sie um. Marylin war tot, Morton lebte noch.
Suko lief zu ihr, bückte sich, schaute sie an, und hatte für einen Moment den Eindruck, in ihren Augen jeweils die Fratze des Asmodis zu sehen. Er hörte Morton jammern, kümmerte sich nicht um ihn, sondern um Angie Ascott.
Er zog sie hoch. »Sind Sie verletzt?«
»Ich… ich … glaube nicht.«
»Okay.«
»Und jetzt?«
»Bleiben Sie in Deckung, noch haben wir den anderen nicht.« Suko hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er das harte Krachen hörte. Für ihn stand fest, daß der Maniac tobte und wahrscheinlich John Sinclair in seiner Nähe war.
Auch er hörte einen Schuß!

***

Die Überraschung hatte mich abgelenkt, und es war dem Maniac gelungen, die Gunst der Sekunden zu nutzen.
Als er sprang, feuerte ich.
Das Silbergeschoß erwischte ihn an der Stirn, von wo es als platter

Klumpen wieder abprallte. Alles durfte passieren, nur nicht, daß es dem verdammten Kunstgeschöpf gelang, mich mit seinen Pranken zu umklammern und mir den Körper aufzureißen. Dann war es vorbei.

Ich katapultierte mich zurück, rollte natürlich über die Hügelkante hinweg und fiel über die Treppe zu Boden.

Er kam mir nach.

Ausgebreitet die Arme, die verdammten Pranken ebenfalls. Er wollte mir mit seinen schweren Füßen den Brustkasten zerquetschen, doch ich war wieder schneller und rollte mich weg.

Er landete neben mir.

Krachend brach die Holztreppe zusammen, als er mit einer Hand auf die Stufen schlug. Allein daran konnte ich erkennen, welch eine Kraft in ihm steckte.

Ich rollte mich noch weiter, sprang hoch, er drehte sich und stampfte auf mich zu.

Ein rascher Blick nach hinten bewies mir, daß ich den Rücken frei hatte. Hervorragend, so konnte er kommen.

Der Maniac stampfte näher. Sein Blech knarrte, hinter den Schlitzen flackerte das Feuer. Die Beulen in seinem Gesicht ließen es noch häßlicher aussehen.

»Ja, komm weiter!« flüsterte ich und hob die Beretta an.

Da war plötzlich jemand neben mir, der ebenfalls eine Waffenhand ausstreckte.

Suko!

»Du das linke, ich das rechte.«

»Okay.«

»Na denn!« sagte mein Freund.

Zugleich krachten die beiden Berettas. Diesmal lenkte uns nichts mehr ab. Wir hatten genau zielen und auch treffen können. Beide Geschosse jagten in die Augenschlitze hinein.

Sie verschwanden, als hätte es sie nie zuvor gegeben, aber der Maniac blieb stehen.

Es war jetzt wie im Film. Wir erlebten das Ende dieser Gestalt zum Greifen nahe mit.

Er riß sein Maul so weit wie möglich auf. Bisher hatte ich nur in den Augen das Feuer gesehen, jetzt leuchteten die Flammen auch in seinem Munde.

Diesmal zerstörten sie ihn.

Nicht als Feuer, sondern weil sie durch die geweihten Silberkugeln gelöscht worden waren.

Die Flammen der Hölle hatten ihn am Leben gehalten, die Flammen der Hölle zogen sich zurück.

Er knirschte, er brach, das Blech zersprang mit singenden Geräuschen. Noch immer war er gefährlich, und wir mußten die Köpfe

einziehen, um von den Teilen nicht erwischt zu werden.

Dann fiel er ineinander.

Blech schob sich über Blech. Metall riß, auch der Kopf wurde in zwei Blechhälften geteilt. Dazwischen befand sich nichts.

Keine Zombiemasse, kein Höllenfeuer, nicht einmal die Seele des Teufels. Gar nichts.

Mit einem lauten Scheppern fielen die letzten Teile zu Boden und blieben als verbeulter Blechhaufen liegen.

Eines der gefährlichsten und auch ungewöhnlichsten Liebespaare der Welt gab es nicht mehr.

Zum Glück, mußte man sagen…

***

Ich hatte den Hauptschalter gefunden und ließ den Raum in strahlend helles Licht tauchen.

Jetzt kamen sie hervor.

Fünf Menschen, noch an allen Gliedern zitternd, aber lebend. Nur Marylin war tot.

Suko machte sich schwere Vorwürfe. Immer wieder sprach er davon, daß er es auch anders hätte schaffen können, aber er war von der Situation überrascht worden und hatte nicht mehr an seinen Stab herankommen können.

Roger Morton rannte herum wie ein aufgescheuchtes Huhn. Er schlug sich permanent gegen die Stirn.

»Ich pack' es nicht!« keuchte er ständig. »Ich… ich kann es nicht packen.«

»Was packen Sie nicht?« fragte ich.

»Alles.«

»Dann lassen Sie es sich mal von Harris erzählen.« Soeben betrat er die Lagerhalle, sah meine erhobene Hand und wußte, daß alles in Ordnung war.

Ich ging nach draußen in die Schwüle des Tages. In der Ferne grummelte es bereits. Das Gewitter hatte einfach kommen müssen, das war Natur. Es reinigte die Luft.

Wenn ich ehrlich war, kam ich mir manchmal auch wie ein Gewitter vor. Nur reinigte ich die Welt von etwas anderem – von Dämonen und Geschöpfen der Finsternis.

So war ich also auch etwas Ähnliches wie ein Gewitter, was auch Suko meinte, als ich ihm davon erzählte.

»Aber«, so fügte er hinzu, »bei dir schlägt eben öfter der Blitz ein.«

»Wie meinst du das denn?«

Er hob die Finger. »Jane Collins, Glenda Perkins, Nadine Berger, seit neuesten Jessica Long…«

»Hör auf!« rief ich, »sonst zeige ich dir mal, wie bei dir Donner und

Blitz gemeinsam einschlagen können.«

Im gleichen Moment donnerte es los. Zudem öffnete der Himmel seine Schleusen, als wollte er mit dem Regen auch den letzten Rest des Grauens wegspülen…

ENDE